

**Keine**  
**LEICHEN**  
**im Keller**

**Maria Bittner**  
**Viona Kagerer**  
**Amelie Schmid**  
**Bianca Scheuerer**  
**Valentin Seewann**

**KernVerlag**

# Keine Leichen im Keller

Ein phantastischer Roman aus der  
Regensburger Schülerakademie

von

*Maria Bittner*

*Viona Kagerer*

*Amelie Schmid*

*Bianca Scheuerer*

*Valentin Seewann*

KernVerlag Regensburg

2017

edition  
kreatives  
schreiben 

Herausgegeben von  
Barbara Krohn

1. Auflage dieser Ausgabe 2017

© Copyright: KernVerlag, Regensburg

Autorinnen und Autor:

Maria Bittner

Viona Kagerer

Amelie Schmid

Bianca Scheuerer

Valentin Seewann

Leitung & Lektorat: Barbara Krohn

Titelbild: Christian Richter

Satz und Gestaltung: KernVerlag

Gesetzt in der Garamond und der Gill Sans

Gedruckt in Europa

ISBN 978-3-934983-60-1

[www.kernverlag.de](http://www.kernverlag.de)

[www.barbara-krohn.de](http://www.barbara-krohn.de)

## **Das Bild, das mich malte**

Sie war wahnsinnig schlecht gelaunt. Sie hatte einen Fleck auf dem Hemd, ihr Haar war durcheinander und der Himmel bewölkt. Ihr Mann war heute wortkarg, ihr Job monoton wie immer, und ihr Chef hatte seinen besonders sexistischen Tag. Außerdem hatten sie und ihr Stiefsohn sich gestritten. Man sollte meinen, an das Alltägliche würde sie sich irgendwann gewöhnen, aber gehasst zu werden, würde sie wohl nie als normal empfinden. Sie war in ihrem Leben immer nur geliebt worden – die beliebteste Schülerin, die hübscheste Studentin und die Sekretärin des Monats war sie gewesen. Die Welt war für sie voll Sonnenschein, voll offener Türen und glänzender Verheißungen. Daran lag es auch, dass sie diesen einen Punkt nicht akzeptieren konnte – den Hass und die Imperfektion dieses Jungen, für dessen Leben sie doch eine Verbesserung hätte sein sollen. Sie wollte ihn doch nur gerade rücken, wollte ihn in den Rahmen der Sauberkeit, Schönheit und Ordnung stecken, der sich in ihrer Kleidung, Frisur und Maniküre widerspiegelte. Das Ergebnis waren Unordnung, Chaos, Zerstörung und Trotz. Und das letzte, was sie wollte, war, vor ihm Schwäche zu zeigen.

Deswegen war sie auch diejenige, die nach unten in den Keller ging. Sie wollte nicht, aber sie hatte keine Wahl: denn noch weniger wollte sie die Verwöhnte sein, die sich die Finger nicht dreckig machen konnte. Also öffnete sie die alte Metalltür mit dem viel zu kalten Griff und steckte den laut klimpernden Schlüssel zurück in ihre Jackentasche, holte tief Luft und stellte sich der Dunkelheit. Sie musste einen Schritt ins Ungewisse machen, in den Geruch nach Alter und Geheimnisvollem. Ihre langen Fingernägel kratzten etwas Putz von der Wand und sie verkniff sich ein Fluchen, aber schließlich fand sie den Lichtschalter, drückte drauf und war so verwirrt von der plötzlichen Helligkeit, dass sie viel zu lange nichts sah.

Erst allmählich nahm sie den Raum wahr, der sie umgab, mit den abschließbaren Gitterräumen für die einzelnen Hausbewohner, manche vollkommen leer, andere gefüllt mit seltsamen Möbeln wie alten, grell-

farbigen Sofas oder Schränken voller Aufkleber. Aus einem Abteil starrte sie ein ausgestopfter Hirschkopf aus leeren Glasaugen an, sie wäre fast zurückgeschreckt. Aber sie war nicht der Angsthase, für den man sie hielt und so ignorierte sie ihr dummes, mädchenhaftes Herzklopfen und stolzierte auf hohen Schuhen weiter über den Steinboden, obwohl der Klang ihrer eigenen Schritte sie nervös machte. Schließlich war sie beim Keller ihres Mannes angekommen (sie ärgerte sich und änderte den Gedanken zu unserem Keller), darin stapelweise ungeliebte, alte Möbel, jede Menge Metallschrott und ausrangierte Sportgeräte. Sie wollte gerade die Gittertür aufschließen, als ihr auffiel, dass diese eine Tür weiter hinten offen zu stehen schien, die dicke Kette fehlte. Sie hatte sich immer gefragt, wem das Kellerabteil wohl gehörte, aber nie den Mut oder genug Interesse aufgebracht nachzuforschen. Daran wollte sie eigentlich auch gar nichts ändern – aber dann hörte sie plötzlich die ungehaltene Stimme ihres Stiefsohnes in ihrem Kopf, der sagte: „Du hasst Veränderungen, Karin, stimmt’s? Du bist zu beschränkt, um etwas zuzulassen, das du nicht kennst! Deine Welt ist klein, so winzig klein, und du willst nicht über ihren Rand hinaus schauen müssen. Das ist so erbärmlich!“

Sie schluckte und ihr war ziemlich unwohl. Irgendwo in ihr drin fürchtete sie, dass er Recht hatte. Aber sie wollte ihm nichts zugestehen. Sie würde niemals aufgeben! Also änderte sie ihr eigenes Leben drastisch: und ging ein Wagnis ein. Sie machte ein paar Schritte zu viel und warf einen Blick hinter diese eine Tür, die ihr verboten war.



Die Glühbirne in diesem Keller schien schon vor langer Zeit durchgebrannt zu sein. Niemand hatte sich um den Raum gekümmert, vielleicht schon seit Jahren. Karin fühlte sich, als würde sie etwas Verbotenes tun. Als würde sie Boden betreten, der schon ewig keine Schuhsohle auf seiner Oberfläche gespürt hatte und nun wie ein lebendiges Wesen unter der Berührung ihrer Absätze langsam aufwachte. Es war kalt im Keller und nun war es auch noch dunkel. Sie hätte eigentlich Angst haben müssen. Eigentlich hätte sie kehrt machen und sich in ihre Wohnung

verkrümeln müssen, wo es warm war und vertraut. Sie hätte sogar ihren Stolz herunterschlucken, hätte beim Vertrauten bleiben und vor dem Neuen flüchten müssen, so wie sie es schon immer getan hatte.

Aber sie hatte den Raum betreten, und es kam ihr richtig vor. Es kam ihr so vor, als ob dieser Raum wollte, dass sie ihn erkundete. Also schüttelte sie all ihre kindischen Ängste und Ausreden ab und wartete, bis sich ihr Blick an die unzureichende Beleuchtung gewöhnte. Es dauerte eine Weile, bis die Dunkelheit sich ihr öffnete und ihr durch das wenige Licht, das von außen durch die Tür hereinfiel, ihre Geheimnisse offenbarte. Sie sah einen kleinen Tisch, darauf eine große, bauchige Vase, in der sich ein Strauß Plastikblumen befand, der irgendwie traurig wirkte in dieser Umgebung. An den Wänden standen große, alt aussehende Regale, größtenteils leer, aber in einem entdeckte sie ein Dutzend Bücher, denen der feuchte, dunkle Keller sicher wenig gefiel und ein paar Kartons. Nur die Wand, an der der Tisch stand, war frei von Regalen. Dort hing ein Bild, das den Raum zu überblicken schien und nun neugierig auf den Neankömmling herabsah.

Das Gemälde wirkte künstlerisch nicht gerade hochwertig, aber Karin verstand nicht viel von Kunst. Es stellte ein ... Kind dar. Weder an seinem Gesicht noch an seiner Kleidung ließ sich ablesen, ob es sich um einen Jungen oder doch eher ein Mädchen handelte, aber das kam ihr auch gar nicht wichtig vor. In der spärlichen Beleuchtung waren die Details des Gesichts nicht gut zu erkennen, zumal Karin nach oben blicken musste, um dem Kind in die Augen schauen zu können, aber es wirkte freundlich. Willkommen heißend und irgendwie klug. Als wüsste es mehr als alle Erwachsenen. Karin fragte sich, wem dieser Raum wohl gehörte. Sie hatte nie wirklich Kontakt zu den anderen Hausbewohnern gehabt, außer wenn sie sich beschwerte, über unausgeführten Schneeräumdienst, zu laute Musik oder Kinderwagen im Gang. Seit Jahren hatte sie mit diesen Leuten im selben Haus gewohnt, aber selbst, wenn sie sich konzentrierte, konnte sie sich nicht einmal an die Gesichter erinnern. Wer konnte nur dieses Bild aufgehängt haben, mit diesem Kind, das ihr so ... vertraut vorkam? Warum hing es in diesem verlassenem Kellerraum und nicht an einem Ort, an dem die Welt das Bild sehen konnte und umgekehrt das Bild die Welt?

Karin streckte ihre Hand aus, unbewusst, und berührte die Leinwand, fuhr die Pinselstriche dieses einfachen Bildes nach, das doch so komplex wirkte. Das kindliche Motiv erinnerte sie an eine unschuldige, frohe Zeit in ihrem eigenen Leben, die sie nicht zurückholen konnte.

Plötzlich wurde ihr warmes Gefühl vertrieben, fortgeweht wie Sand von einer Windböe. Ihr war, als würde sie Schritte hören. Sie warf einen hektischen Blick hinaus in den Kellergang, aber dort war niemand. Als sie erneut zu dem Gemälde blickte, wirkte es irgendwie nicht mehr freundlich. Das Kind zeigte nun einen spöttischen, höhnischen Gesichtsausdruck. War das Realität oder Einbildung? Ihr wurde mit einem Mal kalt, die Haare auf ihren Armen stellten sich auf. Sie wandte sich um, verließ den Raum so schnell, wie das auf ihren hohen Schuhen möglich war und klackerte verstört in Richtung Ausgang. Auf dem Weg traf sie auf einen anderen Hausbewohner, der ungefähr in ihrem Alter war und sie verwundert anschaute. „Sie sehen ja aus, als hätten Sie ein Gespenst gesehen“, sagte der Mann in besorgtem Tonfall. Sie antwortete ihm nicht.



Die Treppe hochzugehen fühlte sich an wie eine Bergbesteigung. Mit zitterigen Knien kehrte Karin zurück zur Wohnung ihres Ehemanns (zu unserer Wohnung, korrigierte sie sich). Vor der Tür blieb sie kurz stehen, um wieder zu Atem zu kommen. Sei einfach dein übliches Selbst, redete sie sich ein. Setz einfach die unschuldige Maske auf, die du schon seit Jahren trägst, und lass dir bloß nichts anmerken. Das war alles nur deine kindische Einbildung, deine lächerliche Unsicherheit, deine unbegründete Angst. Du darfst nicht unsicher sein, niemals. Du darfst nicht ängstlich sein. Du musst perfekt sein, immer!

Mit diesem Gedanken öffnete sie die Wohnungstür und zwang ihre Hand, nicht zu zittern. Die Wärme der Wohnung überflutete sie; das vertraute Geräusch des Fernsehers, die verboten hässliche, aber aus Bequemlichkeit nie ausgetauschte Tapete und der braune Teppichboden, der alles in einen warmen Matschton tauchte. Sie steckte ihren Kopf

durch die Wohnzimmertür. Ihr Mann saß in seiner typischen Feierabendposition auf der Couch, schenkte ihr bloß ein knappes Nicken und würde bis zur Halbzeit nicht mehr ansprechbar sein. Sein Sohn saß daneben und schickte ihr eine Sieben auf seiner Skala der feindlichen Blicke. Sie hatte es noch nie geschafft, bei einer Sieben nicht fluchtartig den Raum zu verlassen; ihr Selbstvertrauen verließ sie schon ab einer Viereinhalb. Zuerst war es beim Streit noch ums Erbe gegangen, dann um fiese Kleinigkeiten. Inzwischen war sie sich sicher, dass es ihrem Stiefsohn einfach eine diebische Freude bereitete, sie aus der Fassung zu bringen. Es gab gar keinen Grund mehr, es gab nur noch Hass. Zu versuchen, ihren Mann dabei auf ihre Seite zu ziehen, war wie mit einer Wand reden. Sie wusste nicht, ob es daran lag, dass Blut dicker als Wasser war, oder ob er sich aus purer Faulheit nicht einmischte. An ihren schlechtesten Tagen bildete sie sich ein, dass es daran lag, dass er sie noch mehr verachtete als sein Sohn; dass sie nur sein Werkzeug war, seine Putzfrau und Spielgefährtin. An diesen Tagen kippte sie dann ein Glas Wein und versuchte, auf andere Gedanken zu kommen.

Heute war einer von diesen Tagen. Das Gelaber des Fußballkommentators, das aus dem Wohnzimmer zu ihr drang, verschwamm in ihrem Kopf zu einem monotonen Geräusch, und mit trübseligem Blick starrte sie aus dem Fenster, bis ihr die besonders schlimmen Gedanken kamen. Diese Du-hättest-alles-ganz-anders-machen-sollen-Gedanken, die Dein-Leben-ist-eine-Verschwendung-Gedanken und, am aller-schlimmsten, die Vielleicht-hat-er-ja-einfach-recht-Gedanken. Gedanken, die Karin an einem normalen Tag mit einer Schlaftablette betäubt hätte. Aber dies war kein normaler Tag, es war ein Gänsehaut-Tag, ein unbegreiflicher Tag, der sie vor Herausforderungen stellte. Karin sah sich in der Küche um und fragte sich, was sie eigentlich hier tat. Ob sie wirklich in ihrem Selbstmitleid hocken bleiben und Trübsal blasen wollte. Und dann dachte sie an das Bild. erinnerte sich an die Spannung, die sie gespürt hatte, als sie in diesem Kellerraum war, an diese Art von Adrenalin, die sie bisher nicht gekannt hatte. Sie war für kurze Zeit ein anderer Mensch gewesen – bis sie dem Raum wieder den Rücken kehrte. Bis sie abgehauen war, so, wie sie es immer tat. Wie sie es vorhin auch getan hatte. Immer gab sie auf!

Und plötzlich wuchs in ihr ein Gefühl, das nur selten da war und das sie sonst sofort in die abgelegenen Winkel ihres Herzens vertrieb: sie war wütend. Sie war so dermaßen wütend auf sich selbst, dass sie es als Stich in ihrer Brust verspürte. Sie wollte nicht so sein! Sie war so eine blöde Kuh gewesen, feige und naiv! Sie hatte sich immer als allerletztes um sich selbst gekümmert, wenn überhaupt! Und diese Wut half ihr dabei aufzustehen und sich auf den Weg zu machen. Zum zweiten Mal an diesem Tag wagte sie sich hinunter in den Keller, und dabei schickte sie ihrem Stiefsohn durch die Wände hindurch einen Blick zu, der eine Acht war. Mindestens.



Dieses Mal war alles anders. Die Dunkelheit war ihr kein Hindernis mehr, weil sie extra eine kleine Taschenlampe aus der Wohnung mitgenommen hatte. Sie wusste bereits, was sie erwartete und rechnete außerdem spätabends nicht damit, von einem der anderen Hausbewohner gestört zu werden. Sie schritt zielstrebig auf den Kellerraum zu. Als sie den Raum betrat, war ihr Kopf seltsam leer, sie fühlte nichts. Und als sie den Strahl ihrer Taschenlampe auf das Bild an der Wand richtete, auf das Gesicht des gemalten Kindes, da war sein Gesichtsausdruck ... blank. Da war kein Gefühl, keine Freundlichkeit, aber auch keine Boshaftigkeit – da war nichts. Das Gesicht war wie eine leere Leinwand. Das Lächeln, das es vorher geziert hatte – verschwunden. Oder war es womöglich nur eine Erfindung der Dunkelheit gewesen? Konnte so etwas überhaupt möglich sein? Sie wusste es nicht, aber sie hatte auch nicht den Eindruck, dass es wichtig war. Was zählte, war das Hier und Jetzt.

Ganz vorsichtig berührte sie die Leinwand, strich mit den Fingern über das Gemälde, über die gemalten Hände des Kindes, aber es pasierte – nichts. Natürlich nicht. Wenn sie keine Erwartungen hatte, was sollte dann schon passieren? Während sie das Bild betrachtete, überlegte sie, was sie überhaupt wollte, welche Szenerie ihr in ihrem Kopf am meisten Wohlbehagen versprach. Das unschuldige Kind, dessen Haarfarbe sie nun im Licht der Taschenlampe als blond erkannte, strahlte

eine solche Seelenruhe aus. Es war so anders als ihr stressiger Alltag und ihre turbulente, unangenehme Familiensituation. Es sah erfüllt aus und selbstbewusst – genau das war es, was sie wollte. Ihr wurde klar, dass sie ihr Verlangen nach einem anderen Leben bisher erstickt hatte unter Realitätssinn und Verantwortungsbewusstsein. Und in ihr breitete sich eine Sehnsucht aus, die bis in die hintersten Ecken ihres Seins reichte. Diese Sehnsucht war zugleich angenehm und schmerzvoll.

Was dann geschah, konnte gar nicht geschehen. Unmöglich. Das war ein Traum, eine Illusion, Wunschdenken, ein Produkt ihrer Phantasie. So etwas geschah nur in Filmen. Aber trotzdem passierte es – das Kind streckte seine Hand aus, langsam, zögerlich und ohne seinen Gesichtsausdruck zu verändern, das Gemälde schien einen dreidimensionalen plastischen Arm zu entwickeln, und dieser Arm kam auf sie zu. Die Zeit schien stehen zu bleiben, die Welt hörte auf, sich zu drehen. Es war, als hätten sich die Grenzen ihrer Universums mit einem mal immens erweitert, als wären ihre Fesseln gesprengt und die Tür, hinter der ihre Welt endete, aus den Angeln gerissen worden. Eine drastische Veränderung, genau das, was sie ersehnt hatte. Und obwohl ihr Herz beunruhigend schnell schlug, zögerte sie nicht. Sie wollte nie wieder zögern. Sie streckte ihre Hand aus, vorsichtig, als fürchtete sie, das Kind mit ihren langen Fingernägeln zu verletzen, und legte ihre Hand in die seine. Die Hand des Kindes fühlte sich wirklich wie eine Hand an, zu einem anderen Menschen gehörig, eher wie eine besondere Energie, eine Wärme, die sie in diesem Moment erfasste, umschloss und zu sich holte.

Die Welt um sie herum wurde neu, verwandelte sich in ein Farbenspiel, und das fühlte sich ganz und gar richtig an, so und nicht anders musste es sein. Sie verlor den Boden unter ihren Füßen und alle Sinne und war für einige Augenblicke nur Seele im Nichts – sie war verloren, aber sie fühlte sich gefunden. Und plötzlich gab es wieder Boden unter den Füßen und Luft auf ihrer Haut und Wirklichkeit um sie herum; ihr Körper war wieder echt und überwältigt von all den neuen Sinneseindrücken, die sie so schnell kaum wahrnehmen und auch nicht einordnen konnte. In ihrem Kopf herrschte Chaos. Ihre Knie knickten ein, sie sah nichts mehr, kurz darauf fühlte sie auch nichts mehr. Schließlich hörte sie auf zu denken und fiel in eine Art Ohnmacht. Sie lag auf dem Boden an einem ihr unbekanntem Ort, und das Bild über ihr lächelte allwissend auf sie herab.

## **Die Vergangenheit, die sprechen lernte**

„Jason, zu mir“, brüllte der große Junge in die Runde. Dann ging das rasante Fußballspiel weiter. Alle Kinder aus dem Viertel spielten mit, bis auf einen: Nick. Der Kleine aus dem Haus nebenan stand mutterseelenallein in seinem grünen Anorak und der blauen Jeans im großen Garten hinter dem Haus, direkt neben dem Fußballfeld. Dort spielte er allein mit seinem Ball herum, ohne von irgendjemandem beachtet zu werden. Das war nicht immer so gewesen. Früher, als er noch ganz klein war, hatte Nick sehr wohl mit den anderen Kindern gespielt, hatte mit ihnen zusammen Höhlen gebaut und sich gegenseitig Geschichten erzählt. Doch dann wurde sein Leben komplett auf den Kopf gestellt, vor zwei Jahren, als sein bester Freund, sein Großvater, starb. Jetzt hatte er nur noch seine Mutter. Seitdem hatte er sich von den anderen Kindern zurückgezogen, war unendlich traurig und einsam.

Nick wagte einen kurzen Blick zu den anderen, das bekamen sie natürlich sofort mit.

„He, Kleiner, was glotzt du denn so blöd?“

Wie Kinder nun mal sind, verstanden sie nicht, warum Nick so anders war als früher, so verschlossen und abweisend. Nick wollte sich wegrehen, aber Simon, der Anführer der Bande, sprang schon über den Zaun zu ihm herüber.

„Geh woanders spielen, Weichei, du störst uns hier!“

Nick sagte nichts, wandte sich einfach nur ab. Unter den spielenden Kindern waren auch einige seiner früheren Freunde. Natürlich nicht Simon, der ihm jetzt auch noch einen kleinen Tritt versetzte, so dass Nick hinfiel. Der orangefarbene Ball fiel ihm aus der Hand, kullerte durch die offene Tür des Mehrfamilienhauses ins Treppenhaus und sprang die Treppen hinunter bis in den Keller. Auch das noch! Nick rappelte sich auf, um den Ball möglichst schnell wiederzuholen, bevor der Hausmeister es mitbekam.

Im Keller suchte er alle Winkel und Ecken ab – vergebens. Es war, als wäre der noch dazu ziemlich neue Ball wie vom Erdboden verschluckt.

Mama würde sauer sein! Geknickt machte Nick sich auf den Weg zu ihrem Kellerabteil. Vielleicht lag dort noch irgendein alter Ball herum. Der Raum war ziemlich voll mit altem Zeug. Bevor Nick sich bis zu den Spielsachen durchgearbeitet hatte, bemerkte er, dass die alte, schon halb kaputte Truhe mit den Familienandenken nicht verschlossen war. Die hatte er doch schon immer einmal näher untersuchen wollen. Das war die Gelegenheit!

Etwas ängstlich, aber zielstrebig öffnete er die quietschende, rote Kiste. Ganz oben lag ein altes, in Leder gebundenes Buch, das Nick nun vorsichtig herausnahm. Er setzte sich auf den Boden und begann zu blättern. Das Buch entpuppte sich als Fotoalbum mit Bildern der ganzen Familie: Mama, Papi, Nick als Baby. Immer wieder entdeckte er auch Fotos seines verstorbenen Opas. Tränen begannen über sein mit Sommersprossen übersätes Gesicht zu kullern. Wie gerne hätte er ihn näher kennengelernt. Mit zittrigen Händen blätterte Nick weiter. Sein Opa war ein leidenschaftlicher Angler gewesen, hatte Briefmarken gesammelt und liebte Hunde ebenso wie Nick. Ein Foto mit einem Hund darauf stach Nick ins Auge. Ungefähr so hatte er sich seinen Traumhund immer vorgestellt.

Er nahm das Foto heraus, wobei es ihm aus der Hand rutschte und zu Boden glitt. Dort landete es verkehrt herum. Doch was waren das für seltsame Striche auf der Rückseite? Ob sie wohl etwas zu bedeuten hatten? Aufgeregt betrachtete Nick sie aus der Nähe, konnte aber kein sinnvolles Muster oder etwas Ähnliches darin erkennen. Neugierig geworden, nahm er nun auch die anderen Bilder heraus, suchte die Rückseiten ab, und tatsächlich: auf einigen fand er ebenfalls Striche oder Zeichen. Jetzt war Nick nicht mehr zu bremsen. Was für eine Bedeutung hatte das alles? Er machte sich an die Arbeit und suchte nach einem Zusammenhang. Tatsächlich! Nach einer Viertelstunde schon hatte er die Lösung gefunden: Es handelte sich um eine Karte.

Nick studierte sie von allen Seiten. Dann begriff er: die Karte führte in einen Bereich des Kellers, der für ihn strengstens verboten. Sollte er es dennoch wagen? Wenn das rauskam ... Er zögerte, unsicher und ein wenig ängstlich, aber da war auch etwas in ihm, das ihn nicht mehr losließ, ihn antrieb – der Gedanke an seinen Großvater.

Aufmerksam durchsuchte er den weiteren Inhalt der Kiste. Aber er fand darin nur altes Geld, eine Taschenuhr, Briefe von fernen Verwandten, einen Schlüssel ... Moment, einen Schlüssel? Den würde er sicherlich gebrauchen können. Er nahm ihn heraus, umschloss ihn fest mit der Hand, prägte sich die Karte haargenau ein und legte das Fotoalbum wieder zurück an den angestammten Platz. Dann nahm er all seinen Mut zusammen und schlich in den verbotenen Teil des Kellers, durch kalte, graue Gänge. Er drang immer weiter in die Tiefe des Kellers vor, dorthin, wo sonst nie jemand war, bis er an eine Tür gelangte. Hier endete offenbar die Karte.

Nick betrachtete die Eisentür genauer. Auf den ersten Blick war es eine Tür wie jede andere hier im Keller: einförmig grau, kalt, dick und mit einem schwarzen Türgriff versehen.

Ihm wurde nun doch etwas mulmig zumute. Sollte er wirklich weitergehen? Was, wenn er von dort nicht mehr zurückkam oder irgendetwas Schlimmes entdeckte? Seine Hände wurden feucht vor Schweiß, und sein Körper zitterte. Er machte doch sonst nie etwas Verbotenes! Nein, er war vielleicht in der Schule ein Versager und was Freundschaften anging eine Niete, aber das hier würde er schaffen, er ganz alleine! Er nahm den Schlüssel, steckte ihn in das Schlüsselloch und drehte behutsam um.



Ganz langsam öffnete Nick die mit Spinnweben umgebene Tür. Er tastete den dunklen Raum nach einem Lichtschalter ab, bis er ihn schließlich fühlen konnte. Der Schalter funktionierte tatsächlich noch. Jetzt erst betrat Nick den Raum.

Er musste schon seit Jahren leer gestanden haben, denn überall lag Staub, und die Spinnweben zogen sich durch einen weiten Teil des Raumes. An den Wänden hingen Landkarten von allen Teilen der Welt, ein uraltes Teleskop stand in der Ecke, alte, schmutzige Kleidungsstücke waren überall im Raum verteilt. Unter dem Staub der Zeit schimmerte ein Ölgemälde durch, und es gab noch so viele andere Dinge, die Nick nicht kannte. Er staunte. Fasziniert ging er kreuz und quer durch den Raum,

betastete und bewunderte die Gegenstände. Es war ein großartiges Gefühl, diese für ihn ganz neue Welt erkunden zu können. Anscheinend war dies der Arbeitsraum seines Opas gewesen. Nick konnte sein Glück kaum fassen.

Auf einmal entdeckte er eine weitere Tür. Wo die wohl hinführen mochte? Nick spitzte durch den Spalt und das Schlüsselloch, doch er konnte nichts erkennen. Da gab es nur eine Möglichkeit: Nick war schon so weit gekommen, da konnte er jetzt auch noch durch diese Tür gehen. Voller Tatendrang rüttelte er an der Tür, doch sie blieb verschlossen. Nick holte den Schlüssel, der eben schon gepasst hatte, aus der Hosentasche und steckte ihn in das Schlüsselloch. Er probierte und drehte eine halbe Ewigkeit, doch es hatte keinen Sinn, der Schlüssel passte nicht.

Die Enttäuschung war Nick deutlich ins Gesicht geschrieben. Wie sollte er denn jetzt herausfinden, was sich hinter der Tür befand? Und wenn es etwas Wichtiges war? Geknickt ließ er sich auf einen Stuhl vor einem staubbedeckten alten Schreibtisch fallen. Ob sich der Schlüssel zu dieser Tür in den Schubladen befand? Er zog sie nacheinander auf – nichts. Seine Blicke wanderten über den Schreibtisch, auf dem verstaubte Geschichtsbücher lagen, Stifte, ein Schreibblock, auch ein kleines Fass mit eingetrockneter Tinte, wie er beim Aufschauben feststellte. Aber was war das? Mitten auf dem Schreibtisch lag ein Brief. Nick nahm ihn in die Hand. „An meinen Enkel Nick“ stand darauf.

Nick war plötzlich wieder total aufgeregt. War der Brief wirklich für ihn? Wie war das möglich? Er riss ihn mit zitternden Händen auf, zog ein Blatt Papier heraus und begann zu lesen:

*Lieber Nick,  
wenn du das liest, bin ich schon tot. Ich hoffe, dass du nicht mehr zu klein bist, um die Aufgabe unserer Familie weiterzuführen. Du musst es tun, denn du bist der Einzige in der Familie, der nicht gierig, sondern hilfsbereit ist, der die Wahrheit nicht verbergen will und noch an die Magie glaubt, dass das, was du hier gerade erlebst, möglich ist.*

*Seit einer Ewigkeit schon versucht unsere Familie das Rätsel um die Tür zu lösen. Immer nur einer in jeder Generation weiß davon. Und nun bist du an der Reihe. Eine uralte Schrift deines Urururgroßvaters besagt Folgendes:*

*Für die Füße so einfach,  
für den Kopf so schwer,  
doch der Weg ist klar.  
Die Welt, die Aufgabe,  
sie liegt bereit.*

*Du musst wissen, früher hatte unsere Familie eine Aufgabe, aber sie ging mit der Zeit verloren. Nun versuchen wir, wieder dorthin zu gelangen, um die Aufgabe fortzuführen, aber niemandem ist es bisher gelungen. Aber ich bin sicher, du wirst es schaffen!*

*Dein dich über alles liebender Opa*

Nick legte verdutzt und verwirrt den Brief zur Seite. Er wusste wirklich nicht, was er davon halten sollte. War sein Opa verrückt gewesen? Realistisch klang das ja nicht gerade ... Dennoch, tief in seinem Innersten wusste Nick: einen Versuch war es wert, was hatte er denn schon zu verlieren? Was in dem Brief stand, waren entweder die Hirngespinnste eines Verrückten, oder aber es war eine gewaltige Aufgabe, die Nick zu erfüllen hatte, und eine Ehre zugleich. Schließlich wollte er doch etwas über seinen Großvater herausfinden, und das war ja wohl die beste Möglichkeit.

Also stand er Sekunden später wieder vor der Tür und dachte nach. Für die Füße so einfach, für den Kopf so schwer... Was konnte das nur bedeuten? Für die Füße so einfach ... Was war für Füße einfach? Nun ja, Stehen, Gehen, Rennen, viel mehr viel ihm nicht ein. Mit stehen würde er nicht weiterkommen, also musste es gehen sein.

Für den Kopf so schwer ... Denken, das musste es sein! Ging es also darum, dass man zu viel denkt? Das kannte Nick nur zu gut. Wenn

er etwas machen wollte, das doch eigentlich simpel war, worüber sich die Erwachsenen aber erst einmal Stunden den Kopf zerbrachen. Zum Beispiel, ob er alleine mit dem Fahrrad nach Hause fahren durfte, oder bei seinem Freund übernachten, den seine Mutter nicht kannte. Die Erwachsenen dachten zu viel nach, dachte Nick, und genau das sollte man dem Rätsel nach nicht tun, das musste die Zeile einfach bedeuten.

Doch der Weg ist klar ... Die Tür! Die Tür war das einzige, was er im Moment vor Augen hatte.

Also gut. Demnach musste Nick nur ein paar Schritte zur Tür hin machen und dabei nicht denken. Eigentlich ganz einfach. Eigentlich. Als Nick seine Augen schloss, wurde ihm nämlich doch ganz schön mulmig zumute. Konnte das funktionieren? War das nicht allzu verrückt? Und selbst wenn? Was war dann? Wenn er durch die Tür ging, würde er dann überhaupt jemals zurückkommen können? Er begann wieder zu zittern, sein Herz raste bereits. Ein Kribbeln überkam ihn und Gänsehaut bedeckte seinen ganzen Körper. Er wäre längst wieder umgedreht, hätte es da nicht diese eine Person gegeben, an die er nur denken musste, und schon wusste er wieder, warum er das tat: sein Großvater. Sein Opa war nicht verrückt gewesen, genauso wenig wie er selbst oder diese Idee hier. Daran musste Nick einfach glauben und das konnte er hiermit beweisen.

Er atmete noch einmal tief ein und schloss die Augen, dann setzte er vorsichtig einen Fuß vor den anderen. Ein Schritt, ein zweiter, ein dritter, bis er einen leicht veränderten Geruch wahrnahm, der definitiv nicht aus dem Zimmer kam. Langsam öffnete er die Augen.



Als er die Augen wieder öffnete, konnte er es kaum glauben: Er hatte das Rätsel gelöst. Er war tatsächlich durch die Tür in dem Arbeitszimmer seines Opas hindurchgegangen und stand jetzt wirklich mitten in – ja, mitten worin eigentlich? Der Raum war nur spärlich beleuchtet. Vorsichtig begann Nick sich umzusehen. In der Mitte des Zimmers standen riesige, braune Regale. Als er sich ihnen näherte, stieg ihm der Geruch von frisch gedrucktem Papier und alten Buchumschlägen in die Nase.

Eine Bibliothek! Unzählige viele Bücher standen ordentlich aufgereiht in den Regalfächern.

Noch immer fassungslos, aber vor allem fasziniert erkundete Nick eine Reihe nach der anderen, bis ihm etwas anderes ins Auge fiel: An den dunkelgelben Wänden hingen ja überall Fotos und Bilder! Darauf waren alte, junge, dünne, dicke Menschen zu sehen, Männer und Frauen und Kinder. Nick ging näher heran und sah sich die Bilder genauer an, darunter fand er die zugehörigen Namen: Adam Tanner stand unter einem streng aussehenden Mann mit Glatze; Miriam Tanner, eine wunderschöne Frau mit schwarzem Haar, hing gleich daneben. Aufmerksam ging Nick weiter: Christine Ziegler, Lukas Eder ... Es waren unglaublich viele Menschen.

Tausend Fragen schwirrten ihm durch den Kopf. Wer waren all diese Leute? Woher kamen sie? Warum hingen ihre Bilder und Fotos hier? Warum war er hier? Was hatte das alles mit der Aufgabe seiner Familie zu tun? Gehörten diese Leute etwa alle zur Familie? Dann müssten es ja Aufnahmen von den entferntesten Verwandten sein. Unter dem letzten Bild stand der Name: Manuel Decker. War das nicht sein Urgroßvater gewesen? Nick war sich ziemlich sicher. Aber dann würde das ja bedeuten, dass als nächstes ein Bild seines Großvaters hier hängen müsste – doch da war nichts. Kein weiteres Bild. Wenn das hier eine Art Familienarchiv war, wo war dann sein Großvater? Überhaupt, es fehlten auch seine Eltern, seine große Schwester, die schon ausgezogen war, und natürlich er selbst.

Nick beschloss, sich weiter umzuschauen. Schließlich nahm er ein Buch aus einem Regal: Es hatte einen roten Einband und schien im Vergleich zu anderen Büchern hier relativ neu zu sein, wenn auch nicht gerade frisch aus dem Druck. Eva Fischer las Nick auf dem Umschlag. Der Name sagte ihm nichts. Er begann zu blättern: eine sorgfältig erstellte Geburtsurkunde, verschiedene Babyfotos, Kindheit, Hochzeitsfotos, die Kinder und am Ende eine zeremonielle Beerdigung. Dazwischen fanden sich allerlei handgeschriebene Texte, Daten, kleine Gegenstände wie etwa eine eingeklebte, alte Armbanduhr, ja sogar ein Deutschaufsatz.

Nick stellte das Buch behutsam wieder zurück und durchforstete auch die anderen Bücher. Sie waren alle nach demselben Schema aufgebaut.

Schließlich gelangte er zu dem Buch seines Urgroßvaters Manuel Decker. Als er das braune Buch aufs Geratewohl aufschlug, sah er ein Foto, das seinen Urgroßvater mit seiner Familie beim Essen zeigte – Nick schlug sich vor den Kopf. Er hatte die Zeit völlig vergessen. Seine Mutter wartete sicherlich längst mit dem Essen und machte sich Sorgen.

Hastig schlug er das Buch wieder zu, beschloss kurzerhand, es einfach mitzunehmen, und machte sich auf den Weg in die Richtung, aus der er gekommen war. Wie gerne hätte er auch den restlichen Teil des Raumes erkundet! Aber niemand sollte merken, dass er verbotenerweise in diesem Kellerraum gewesen war. An den Regalen vorbei gelangte er zu dem kleinen Flur, in dem er anfangs gestanden hatte. Da kaum Licht in diese Ecke des Raums fiel, konnte er anfangs gar nichts erkennen. Mit Fingerspitzengefühl tastete er sich vor, bis er einen Türgriff wiedererkannte. Es war tatsächlich dieselbe Tür, wie im Zimmer seines Opas. In der Hoffnung, dass alles wieder genauso glatt laufen würde wie beim ersten Mal, schloss Nick erneut die Augen und ging mit angehaltenem Atem direkt auf die Türe zu.

Tatsächlich, schon war er durch. Die Landkarten, das Teleskop, der Schreibtisch – alles stand noch genau dort, wie vor Nicks Erkundungstour. Er hatte keine Zeit, sich groß zu wundern, rannte los und schlug die Tür hinter sich zu.

Oben in der Wohnung wartete schon seine Mutter mit dem Essen auf ihn. „Du bist spät“, sagte sie aber nur, dann stellte sie die Nudeln mit der Tomatensoße auf den Tisch. Nick hatte Hunger, aber er kam kaum zum Essen, denn er hatte so viele Fragen.

„Hatte ich einen Urgroßvater, der Manuel Decker hieß?“

„Ja.“ Die Mutter nickte.

„Und wo hat er gewohnt? Hatte er Kinder? Und woran ist er gestorben?“

Nick musste ja überprüfen, ob auch wirklich alles stimmte, was in den Büchern stand. Seine Mutter sah ihn verwundert an.

„Ist das eine Aufgabe für die Schule? Also, er kam in Cambridge zur Welt, hatte drei Kinder, und woran er gestorben ist, weiß niemand, er ist einfach nicht mehr aufgewacht. Aber jetzt erzähl doch mal, wieso ...“ – weiter kam sie gar nicht, denn Nick verschwand mit einem hastigen

„Danke, Mama!“ in seinem Zimmer.

Er warf sich auf seine Dirk Nowitzki-Bettwäsche und begann aufgeregt das Buch durchzuschauen.

Geburtsort: Cambridge, das stimmte schon mal. Nach einer Weile wurden die Kinder genannt: erst Clara, dann Tom, und als dritte Milena. Nick blätterte immer weiter. 40. Geburtstag – letzte Beichte – Beerdigung. Am Schluss fand er noch den Totenschein:

Todeszeitpunkt: 30.11.1921, ca. 21 Uhr. Alter zum Zeitpunkt des Todes: 46 Jahre. Todesursache: Schlaganfall.

Was war das denn? Todesursache Schlaganfall? Aber ... Nick war jetzt nicht mehr zu stoppen. „Mama!“, brüllte er durch den Flur in Richtung Küche, „Uropa Manuel hatte einen Schlaganfall!“

„Woher willst du das denn wissen?“, rief die Stimme aus der Küche.

„Ich weiß es eben. Und du weißt doch sonst auch alles über unsere Familie!“, protestierte Nick, als seine Mutter ihren Kopf durch seine Zimmertür steckte.

„Dann komm mal mit, du Siebenschlau. Ich weiß ja nicht, woher du dein plötzliches Wissen hast, aber ich werde dir etwas zeigen.“

Sie gingen ins Wohnzimmer. Nicks Mama öffnete einen Schrank und wühlte darin. Schließlich hatte sie das Gesuchte gefunden. Sie nahm ein Blatt Papier aus einer Mappe und reichte es Nick.

„Das ist alles, was über ihn noch existiert.“

Nick betrachtete das Papier eingehend: „Todesursache unbekannt“, stand dort.

Er verstand das nicht. Entweder, das Buch log, die Angabe dort war ein Fehler, oder aber ... Ein Kribbeln breitete sich in seinem ganzen Körper aus. Die Abenteuerlust hatte ihn nun definitiv gepackt. Was, wenn dieses Buch mehr wusste als seine Mutter, mehr als der Arzt damals, mehr als alle anderen Menschen? Er musste es herausfinden!

„Okay“, platzte er heraus. „Ich bin müde. Ich geh jetzt ins Bett.“

Er gab seiner verwunderten Mutter die Urkunde wieder zurück.

„Jetzt schon?“

„Hab mich wohl draußen ausgetobt“, murmelte Nick. Das war eine Lüge, lügen durfte man nicht, aber in diesem Fall durfte er es wohl als Notlüge ansehen.

Es dauerte keine fünf Minuten, da las seine Mutter ihm die Gute-Nacht-Geschichte vor. Sie gab ihm einen Gute-Nacht-Kuss und verschwand aus seinem Zimmer. Zehn Minuten später war Nick schon wieder angezogen. An Schlafen war jetzt gar nicht zu denken.

Mit zitternden Händen drückte er den Türgriff herunter, schlich dann den Flur entlang und tastete vorsichtig nach dem Wohnungsschlüssel. Dann musste er nur noch die Wohnungstür überwinden. Er versuchte sie so leise wie nur möglich zu schließen, damit seine Mutter auch ja nichts mitbekam. Geschafft, er stand im Treppenhaus, rannte in den Keller und lief durch die grauen Gänge zu Opas Zimmer.

Ein zweites Mal stand er vor der Zaubertür. In der Hoffnung, dass der letzte Besuch nicht nur Einbildung gewesen war, schloss er die Augen, atmete tief durch und machte schließlich wieder ein paar Schritte auf die Tür zu. Jetzt würde er herausfinden, was es mit Opa und den Büchern auf sich hatte!

---

Die riesigen Regale, die Bilder und Fotos an den Wänden – es hatte wieder funktioniert. Nick war ein zweites Mal in der Bibliothek gelandet, und diesmal war er nicht zu bremsen, den ganzen Raum unter die Lupe zu nehmen. Er durchforstete erneut den ersten Teil des Raumes. Haargenau untersuchte er jeden Winkel, jede Ecke, doch außer den Bildern, den Regalen und den Büchern war dort nicht mehr zu finden. Am Ende des Raumes entdeckte er einen niedrigen Durchgang, den er beim ersten Mal übersehen haben musste. Er bückte sich. Durch den weißen, kunstvoll verzierten Bogen hindurch erkannte er einen weiteren, nur schwach erleuchteten Raum. Was würde er dort finden?

Voller Erwartung schob er sich gebückt unter dem Bogen hindurch, richtete sich dann wieder auf. Dieser Raum hatte sehr hohe Wände. Hinter einer Glaswand an einer Mauer hing eine Art Plakat, mindestens viermal so groß wie Nick selbst hoch. Er ging näher hin. Unzählige Namen standen darauf zu lesen. Wenn er genauer hinsah, fand er, sie waren

angeordnet wie ein riesiger Baum. Jetzt wusste er auch, was es war: ein Stammbaum!

Er musste uralt sein, denn gefühlt waren zehntausend Namen darauf zu lesen. Die oberen konnte Nick schon gar nicht mehr sehen. Aber zunächst war er natürlich vor allem an einem Namen interessiert. Hastig überflog Nick die Namen, die für ihn zu erkennen waren. Die ersten hatte er noch nie in seinem Leben gehört. Dann endlich erkannte er einige Nachnamen, entdeckte entfernte Verwandte. Fieberhaft suchte er weiter, er konnte es kaum noch erwarten. Dort, da war er! Er hatte seinen Uropa gefunden! Gespannt richtete er seinen Blick auf die nächste Zeile: Heinrich Decker stand dort, sein Großvater.

Nick war überglücklich, gleichzeitig aber auch überrascht. Warum stand sein Opa auf dem Stammbaum, obwohl in der Bibliothek kein Buch über ihn existierte? Nick suchte weiter: auch seine Eltern, seine Schwester und sogar er selbst waren im Stammbaum verzeichnet, und eines Tages, wenn sie tot waren, würde vielleicht auch über sie ein Buch in der großen Bibliothek stehen. Aber warum dann nicht über seinen Großvater? Schließlich war er schon gestorben – oder war er doch nicht gestorben? Und überhaupt: Woher kamen die Bücher in der Bibliothek, wer schrieb sie? Fragen über Fragen, doch Nick hatte keine Ahnung, wo er die Antworten finden sollte, und der Stammbaum half ihm dabei auch nicht weiter.

Gedankenvoll blickte er auf den Namen seines Opas. Seine Mutter wusste doch so vieles über ihren Vater, aber sie sprach niemals über ihn. Warum das so war, hatte Nick noch nie verstanden. Und wenn er nach seinem Opa fragte, wich sie immer aus und gab ihm keine Antwort. Sehnsüchtig berührte er den Namen, einfach nur, um sich ihm ein wenig näher zu fühlen. Und da schien es plötzlich, als würde sich der gesamte Raum um ihn herum zu drehen zu beginnen. Alles wurde verschwommen und unklar, und Nick bekam panische Angst. Sein Herz begann zu rasen. Was war das? Was passierte hier bloß? Er versuchte den Raum zu verlassen, doch dann wurde ihm schwarz vor Augen.



## **Einmal Rom und zurück oder: Eine Reise zu sich selbst**

Ein langer Tag. Edi war eben erst von der Arbeit nach Hause gekommen. Der EDEKA-Markt, in dem er Filialchef war, hatte abends bis acht geöffnet. Bis der Laden dann aufgeräumt und für die Nacht stillgelegt war, verging nochmal eine halbe Stunde. Wenigstens musste er das Putzen nach Ladenschluss neuerdings nicht mehr selber beaufsichtigen, sondern konnte es delegieren.

Die Dämmerung war schon fortgeschritten und die Straßenlaternen gingen an, als Edi in die alleinähnliche Straße einbog, in der er wohnte. Er schloss die Haustür auf, machte Licht im Treppenhaus. Edi wohnte im Erdgeschoss, gleich rechts neben der Treppe. Er betrat seine Wohnung, zog seine Windjacke aus, ging in die Küche und packte seine Einkäufe aus (als Angestellter bekam er natürlich Prozente): zwei Liter Milch, eine Packung Rucola-Salat, eine Schachtel Tiefkühl-Fischstäbchen und eine Flasche Curry-Ketchup. Als er den Kühlschrank öffnen wollte, bemerkte er, dass der Magnet seiner To-do-Liste schon wieder nicht gehalten hatte und infolgedessen beides heruntergefallen war. Seufzend verstaute er die Lebensmittel, und heftete den Magneten mit dem Zettel wieder ordentlich an die Metallfront des Kühlschranks. Als er den Kühlschrank ein zweites Mal öffnete, stellte er verärgert fest, dass kein Bier mehr vorhanden war. Er nahm also Flaschenträger und Wohnungsschlüssel und verließ die Wohnung. Routiniert tastete er hinter der Tür zum Keller nach dem Drehschalter. Ein voller Ton – klack, und das Licht ging an.

Er stieg die Kellertreppe hinunter, ging zu seinem Vorratskeller, schloss ihn auf und trat an das Regal, bückte sich und nahm sechs Flaschen Bier aus der Kiste. Es war türkisches Bier, das ihm, obwohl er schon Jahrzehnte in Deutschland lebte, immer noch besser als Becks oder Bitburger schmeckte. Dann hob er den gefüllten Träger auf und verließ sein Kellerabteil. Sorgfältig schloss er ab und ging durch den langen, in fahlem Gelb gestrichenen Gang zurück. Als er an der Waschküche vorbeikam,

fiel ihm ein, dass er vorher einen Hemdenwaschgang gestartet hatte, der längst fertig sein müsste. Er trat also ein, machte Licht und schritt die Reihe der Waschmaschinen ab, sein Gerät stand ganz hinten. Von dort leuchtete Edi eine Fehlermeldung entgegen, und da er den Grund dafür beim ersten Hinsehen nicht erkennen konnte, beugte er sich über die Maschine und lugte in den Spalt zwischen der Rückplatte und der Wand, um sicherzustellen, dass dort alles in Ordnung war.

Zu seiner großen Verwunderung entdeckte er in dem Spalt ein dickes, in Leder gebundenes Buch, dessen Gewicht Edi auf mehrere Kilogramm schätzte. Der Einband war stark mitgenommen von all dem Staub, den Spinnweben und dem Dreck hinter der Waschmaschine, der Goldschnitt ramponiert.

Er schlug das Buch auf und konnte erst einmal kein einziges der in Sütterlin geschriebenen Worte entziffern. So ließ er die brüchigen und vergilbten Seiten ziellos durch die Finger gleiten. Im hinteren Teil des Buches stieß er auf Abbildungen in dicken, prächtig und edel verzierten Umrahmungen: Sie zeigten verschiedenste Kulturen in verschiedenen Zeitepochen. Er staunte über die detailgetreuen, beinahe seitengroßen Abbildungen, sah einmal saftige Wiesen und Äcker in einem weiten Flusstal, mal orientalisch gekleidete Menschen auf einem Marktplatz vor einem prächtigen, fast schon märchenhaften Palast, mal eine Eskimofamilie auf einem Hundeschlitten im Eis. Einmal glaubte er sogar ein Bild aus der Stadt zu sehen, in der er wohnte, jedoch mit einem Zeitsprung von mehreren Jahrzehnten. Edi fand das Buch interessant und irgendwie anziehend, doch hatte er nicht anderes zu tun, als in einer Art von überdimensional großem Bilderbuch herumzublättern? Deshalb schlug er das Buch zu und verstaute es wieder hinter der Waschmaschine. Dann verließ Edi den Raum, nachdem er über seine Entdeckung grübelnd die Wäsche aufgehängt hatte. Zurück in der Wohnung, aß er zu Abend und ging dann früh zu Bett. Der Tag hatte ihn rundum erschöpft.

Am nächsten Tag ging er wie immer früh morgens aus dem Haus. Der EDEKA-Markt öffnete um halb acht, vorher mussten die Lieferungen angenommen und die Ware in die Regale einsortiert werden. Heute aber war Samstag, da hatte Edi schon um halb drei Feierabend. Samstags war immer viel los, die Leute kauften fürs Wochenende ein, es gab kaum eine ruhige Minute. Edi atmete auf, als er um halb drei seinem Stellvertreter die Führung des Regiments überlassen und ihm ein schönes Wochenende wünschen konnte. Auf dem Nachhauseweg piff er fröhlich vor sich hin, so guter Dinge war er. Beim Bäcker kaufte er noch ein paar Brötchen fürs Wochenende. Wohlgemut betrat er seine Wohnung.

Edi überlegte kurz, was für diesen Tag noch im Haushalt bewältigt werden musste, und entschied sich, zuerst die Wäsche, die er gestern Abend noch aufgehängt hatte, von der Leine zu nehmen und zu falten. Also nahm er den Wäschekorb, lief in den Keller und öffnete die Tür zur Waschküche. Nun konnte er seine Neugierde bezüglich seiner gestrigen Entdeckung nicht mehr zügeln. Ob das Buch noch da war? Edi klinkte die Waschküchentür von innen zu und überlegte sogar abzuschließen. Doch wenn ein anderer Mitbewohner hätte hereinkommen wollen, wäre dieser unter Umständen zum Hausmeister gegangen, und mit dem wollte Edi besser nicht konfrontiert werden, der war ihm unheimlich. So zog er bei unverschlossener Tür das Buch aus dem Spalt und öffnete es.

Die großformatigen Abbildungen verzauberten ihn auch noch beim zweiten Mal. Dabei fand Edi immer wieder neue Bilder und staunte, dass so viele davon in einem Buch überhaupt Platz haben konnten. Dann machte er eine schier unglaubliche Entdeckung: Die Bilder schienen sich zu bewegen! Er hatte nur einmal versehentlich seine Hand auf eine Abbildung von einem prunkvollen Rittersaal in einer prächtigen mittelalterlichen Burg gelegt, und da hatten sich doch tatsächlich ein paar Details verändert: Eine Frau, die eben noch gestanden hatte, hatte sich zu einem Korb hinunter gebückt, mehrere Leute, die an einer langen Tafel saßen, guckten jetzt aufmerksam zum Kopf des Tisches, an dem sich ein Mann erhoben hatte.

Nachdem Edi sich von dem Schreck erholt hatte, versuchte er dasselbe noch einmal, um sich zu vergewissern, dass er nicht geträumt hatte. Und wieder funktionierte es: Diesmal sahen fast alle, die am Tisch saßen, zu

dem Mann hin, der eine Geste mit seinen Armen zu machen schien. Edi vergaß Zeit und Raum. Fasziniert sah er dabei zu, wie sich jedes der Bilder, das er mit seiner Hand verdeckte, veränderte.

Plötzlich, es musste schon eine ganze Weile vergangen sein, hörte Edi ein merkwürdiges Geräusch. Er sah auf und bemerkte zu seinem Schrecken, dass die Türklinke der Waschküche von außen heruntergedrückt wurde. Zu Tode erschrocken klappte er das Buch zu und schob es hastig zurück hinter die Waschmaschine. Er fühlte sich irgendwie ertappt. Dann wandte er sich der Wäsche zu.

„Guten Tag, Herr Aslan“, sagte eine Stimme. Edi fuhr herum. Der Hausmeister war hereingekommen. Edi bekam ein mulmiges Gefühl im Bauch. Hatte er etwas bemerkt? Er musste möglichst schnell etwas erwidern und ganz gelassen wirken, dann macht er sich nicht verdächtig.

„Aah, guten Tag, Herr Kanz!“, rief er scheinbar erfreut aus. „Wie geht es Ihnen denn heute so?“

Der Hausmeister verzog keine Miene. „Im Vorbeigehen habe ich zufällig gesehen, dass hier noch Licht brennt, und weil das Licht vor über drei Stunden auch schon brannte, wollte ich nur nachsehen, ob jemand hier ist oder ob nur ein Mitbewohner vergessen hat, das Licht auszuschalten.“

„Also, im Moment bin nur ich hier. Wenn ich mit der Wäsche fertig bin, mach‘ ich es aus.“

„Wie geht es denn Ihrer Waschmaschine?“, fragte der Hausmeister. „Sie hat doch in den letzten Tagen diese Spinnereien im Wasserkreislauf gehabt. Ich könnte Ihnen beim Reparieren behilflich sein. Mit Wasserzläufen kenne ich mich aus.“

„Oh, danke für das Angebot, sehr freundlich. Aber ich glaube, das, äh, ist überhaupt nicht mehr nötig, sie läuft wieder bestens.“

„Freut mich zu hören. Na, dann schönen Tag noch, Herr Aslan.“

„Ihnen ebenfalls.“

Das war knapp gewesen. Hoffentlich hatte er nichts gesehen!

Vor sich hin grübelnd nahm er den Wäschekorb, verließ langsam den Keller und löschte alle Lichter. Als er die Wohnungstür öffnete, klingelte das Telefon. Sein Freund Machmut wollte wissen, ob Edi am Abend zum Tresen-Treff in der Essener Straße kommen würde.

„Die haben die Bundesliga Liveübertragung Hertha gegen Dortmund mit riesigem Bildschirm! Ein paar andere sind auch da.“

Edi freute sich. Gute Aussichten, das Abendprogramm war gesichert.

„Klar, da komm ich. Bis später dann.“

Das Fußballspiel würde in dreieinhalb Stunden beginnen. Bis dahin setzte Edi sich vor den Fernseher. Eine Krimiserie, eine Quizshow, bunte Bilder – eine gute Ablenkung. Aber in Gedanken zog es Edi immer wieder zu dem Buch im Keller, zu einer ganz anderen Art von bewegten Bildern. Ganz entgegen seiner Vorliebe für Ordnung und Struktur vergaß er völlig, die abgenommene Wäsche wieder in den Schrank zu legen.

Am nächsten Morgen prüfte er nach dem Frühstück seine To-do-Liste, die er immer akribisch führte. Heute war dreierlei zu erledigen: Paket abholen bei der nächsten Postfiliale, man hatte ihm diesbezüglich einen Abholzettel durch den Briefschlitz geworfen; Überweisungsträger bei der Bank einwerfen bezüglich der Teilnahmegebühr bei einem Gewinnspiel; Passbild machen lassen, denn seine Bahncard lief in zwei Monaten ab und man hatte ihn um ein neues Foto gebeten.

Der Abend in der Kneipe mit den Freunden hatte Edi gut getan, die ausgelassene Stimmung, der BVB hatte gegen eine starke Hertha gewonnen, gutes Spiel insgesamt. Sie hatten bis nach Mitternacht zusammengesessen. Länger auszuschlafen war Edi auch nicht schlecht bekommen. Dennoch war da diese innere Unruhe. So etwas kannte er gar nicht.

Als er aus dem Haus ging, fiel ihm ein, dass ja Sonntag war und er das Paket gar nicht abholen konnte. Aber wenigstens die beiden anderen To-do-Punkte könnte er abhaken. Auf dem Weg zur U-Bahn kam Edi an seiner Bankfiliale vorbei. Er warf das auf schlechtem Papier gedruckte und mit fahrigem Blockbuchstaben ausgefüllte Dokument in den breiten Briefkasten, der sich nur einen Spalt öffnen ließ. Der nächste U-Bahnhof war nicht weit, der unverkennbare Geruch stieg ihm schon auf der Treppe in die Nase. Sein Weg führte ihn an den Fahrkartenautomaten vorbei zu der Kabine mit dem schweren, dunkelblauen, muffig riechen-

den Vorhang. Einen kurzen Moment musste Edi die Augen zukneifen, weil ihn die seitlich installierten, kalten weißen Neonröhren blendeten. Er zog einen Plastikkamm und sein Portemonnaie aus dem Mantel, holte einige Münzen heraus, die er in den vorgesehenen Schlitz drückte, nahm dann auf dem unbequemen Drehhocker in der Mitte der Kabine Platz und drehte ihn so lange, bis sein Gesicht sich in dem gewünschten Ausschnitt auf dem dunklen Bildschirm spiegelte. Er öffnete den Mantel, damit das schwarze Hemd darunter gut zur Geltung kam und kämmte sich die Haare zurück. Wenig später blitzte es mehrmals. Mit einem Aufatmen verließ Edi die Kabine und wartete, um den farbigen Fotostreifen in Empfang zu nehmen, den er in die Innentasche seines Mantels steckte.

Als er guter Dinge von seinen Besorgungen zurückkam, sah er, wie der Hausmeister gerade seinen SUV aus der Tiefgarage lenkte. Edi grüßte ihn mit einem kurzen Kopfnicken, das der Hausmeister erwiderte. Ob der Hausmeister das Buch wohl bemerkt hatte? Moment mal, fiel ihm ein, der Hausmeister war weggefahren, also konnte er jetzt ungestört weiter in dem Buch lesen. Und es dann vielleicht sogar lieber mit in seine Wohnung nehmen. Obwohl, wäre das dann Diebstahl? Wem gehörte das Buch überhaupt?

Er begab sich auf direktem Weg durch die Tiefgarage in die Waschküche. Zum Glück war das Buch noch da! Er zog es aus der Spalte hinter der Maschine und begann erneut darin zu blättern, auf der Suche nach einer Welt, in die er sich hineinversetzen konnte.

Auf einem Bild, das ihn besonders faszinierte, sah man das Dampfbad einer römischen Therme: Viele Männer saßen auf Marmorbänken um ein großes Becken herum, aus dem unablässig dichter Nebel aufstieg. Der Raum war rund und hoch, das runde Becken befand sich in der Mitte. Auch der Fußboden war aus Marmor, die Wände waren mit aufwändigen Mosaiken verziert. Die Leute im Dampfbad schienen sich zu unterhalten. Die Abbildung interessierte Edi so sehr, dass er begann, die Hand in kurzen Abständen auf verschiedene Bildausschnitte zu legen. So verfolgte er das Kommen und Gehen im Baderaum immer weiter.

Irgendwann bemerkte Edi, dass er dem Treiben schon eine halbe Ewigkeit zugesehen hatte. Ihm war ganz heiß geworden, sein Mantel

schien fast am Körper zu kleben, und sein Haar war vor Anstrengung nass, so sehr schwitzte Edi. Er drehte sich einmal um die eigene Achse und ging dann auf das Dampfbecken zu, stützte sich darauf ab und sog den emporsteigenden wohlparfümierten Dampf bis in die äußersten Zipfel seiner Lunge ein. Der Geruch kam ihm bekannt vor, doch konnte er ihn nicht identifizieren.

Moment einmal – er stützte sich auf, sog den Duft ein?! Er stand doch im Waschkeller – nein, das tat er eben nicht! Aber das war doch nicht möglich! Erst jetzt wurde Edi der Übergang in die andere Welt bewusst: Er stand leibhaftig in einem antiken Dampfbad in der antiken Weltstadt Rom! Deswegen war ihm so heiß, deswegen klebten seine Kleider am Körper! Trotzdem spürte er auch ein Frösteln. Was nun? Er durfte hier nicht auffallen.

Plötzlich wusste er, was zu tun war: Er zog sich aus und legte seine Kleider ordentlich zusammengefaltet auf eine Marmorbank. Dann lugte er aus dem Türdurchgang und da gerade auf dem Flur niemand zu sehen war, packte er seine Sachen und lief los. Er wusste nicht, wohin, sah dann aber eine offene Tür. Sie führt in eine Art riesigen Umkleideraum. Er trat ein, öffnete ein Schrankfach an der Seite und legte seine Kleider hinein. In dem Moment betrat durch eine Tür von der anderen Seite ein hochgewachsener Mann mit grauem Bart den hallenähnlichen Raum. Er zog seine Toga aus. Ihm folgte ein Sklave mit einem Bündel, aus dem er eine neue Toga auswickelte, die er dem Römer unter die Nase hielt. Dieser nickte und sagte, dass die alte Toga dann nicht mehr gebraucht werde. Da gab sich Edi einen Ruck, trat vor, sah den Sklaven, die alte Toga und vor allem den Römer bittend an und zeigte auf sich. Der Römer nickte und befahl dem Sklaven: „Gib sie ihm!“

Edi überlegte und sagte dann zaghaft die Worte: „Gratias tibi ago!“ Der Römer nickte verständnisvoll, zog seine Tunika ebenfalls aus und gab sie Edi. Dann nickte er dem Sklaven zu, sagte zu Edi: „Leb wohl – vale!“, und verließ den Raum. Edi stand überglücklich da.

## **Familie ist angeboren**

„Ich bin froh, dass du mich reingelassen hast.“ Die Mutter fummelte verlegen an ihren roten Autohandschuhen und sah Ellen nicht an. „Ich hatte schon Angst, du würdest mich wegschicken.“

„Hmm.“ Ellen wusste nicht, was sie sagen sollte. Sie hatte nicht damit gerechnet, ihre Mutter so bald wiederzusehen.

„Schön hast du es hier“, sagte die hochgewachsene, elegant gekleidete Frau und sah sich in der engen Dachwohnung um. Küchenzeile, billige Couch, Esstisch – alles in einem Zimmer. Zwei Türen, eine zum Bad, die andere zum Schlafzimmer. „Schön geräumig“, fügte sie scheinheilig hinzu und dachte für sich: was für eine schmutzige Wohnung, haufenweise benutztes Geschirr in der Spüle und auf dem Tisch, in den Ecken und auf den Schränken leere Plastikflaschen und Pizzakartons, und Staub, wohin sie auch blickte. „Bist du sicher, dass du dir die Wohnung langfristig leisten kannst? Ich meine, ich könnte dir etwas dazugeben. Vater muss das ja nicht unbedingt mitbekommen“, fügte sie hinzu und sah Ellen unverwandt aus ihren meerblauen Augen an.

„Ich will euer Geld nicht“, sagte Ellen heftig. „Ich arbeite wieder und kann mir die Wohnung leisten.“

„Ich dachte ja nur, dass es für dich vielleicht schöner wäre, wenn ..., nach ... ich meine, nach der schwierigen Zeit, etwas mehr Geld zu haben.“

Ellen lachte höhnisch. „Damit ich es wieder für Drogen ausbebe?“

„Ja, glaubst du, du könntest rückfällig werden?“ Es klang aufrichtig erschrocken.

Ellen seufzte. „Nein. Mam, ich bin jetzt dreizehn Monate clean. Ich war neun Monate auf Entzug, das ist vier Monate her. Ich hab wieder einen Job und eine Wohnung. Das setz ich doch nicht aufs Spiel, nur um wieder am Anfang zu landen.“

Die Mutter lächelte ihre Tochter an. „Ich bin erleichtert, dass du so denkst.“

Eine unangenehme Stille entstand. Die Frau sah sich sichtlich nervös in der Wohnung um, Ellen saß angespannt auf der Sofakante. Sie hatte ihrer Mutter nichts zu trinken angeboten. Wenn dieses Gespräch nur endlich vorbei wäre.

„Du hast mir noch gar nicht erzählt, wie es in der Klinik so war“, startete die Mutter einen neuen Versuch. „Hast du dort nette Leute kennengelernt?“

„Mam, das war eine Entzugsklinik, keine Jugendherberge! Wenn du unter nette Leute welche verstehst, denen es noch schlechter geht als mir und die durch diese verfluchte Sucht kaum noch vernünftig denken können, ja, dann waren da haufenweise supernette Leute.“

„Ich hab ja nur gemeint ...“

Erneute Pause. Die Mutter sah verlegen auf ihre goldene Armbanduhr. „Huch, schon so spät! Ich sollte jetzt lieber gehen, bevor dein Vater ...“, sie brach ab. Sie hatte schon zu viel gesagt.

„Hör endlich auf! Er ist nicht mein Vater!“, brach es aus Ellen hervor. „Du hast ihm also nicht mal gesagt, dass du zu mir fährst?“

Es war der Mutter unangenehm. „Nein, ich ... Ich wollte zuerst mit dir allein reden. Wenn er mitgekommen wäre, hättest du uns doch gar nicht die Tür aufgemacht!“

„Warum wohl?“ Ellen stieß verächtlich die Luft aus. „Ich wusste es ja. Es war ein Fehler, euch diesen Brief zu schreiben. Wie es mir in der Klinik ging und so, ihr versteht das alles sowieso nicht. Ich habe in eurem Leben keinen Platz!“

„Ach Kind, sag doch so etwas nicht! Du verstehst das falsch. Dein Vater würde dich so gerne wiedersehen. Er vermisst dich.“

„Das hat er wirklich gesagt? Jetzt mal ehrlich ...“

Die Mutter antwortete nicht.

„Schon klar. Genauso wie er damals auch nicht gewollt hat, dass ich gehe ...“, höhnte Ellen. Mit wenigen Schritten war sie an der Wohnungstür und riss sie weit auf. „Schön, dass du mich besucht hast.“

Ihre Mutter verharrte kurz auf der Stelle und ging dann auf klackernenden hohen Absätzen zur Tür. Sie blieb vor Ellen stehen. „Ich würde mich wirklich freuen, wenn du mal zu Hause vorbei kommst.“ Sie strich mit der Hand unbeholfen über Ellens linke Wange und sah sie aus glasigen

Augen an. „Ich liebe dich doch. Du bist doch mein Kind!“

Ellen schob die Hand und ihre Mutter weg und schloss die Tür.

Ellen klopfte an die Tür des Hausmeisters. Wartete einen Moment. Klopfte erneut. Keiner öffnete.

„Kann ich Ihnen helfen?“, sagte eine Männerstimme hinter ihr.

Erschrocken drehte sich Ellen um, in der Erwartung, den Hausmeister vor sich zu sehen, doch vor ihr stand ein älterer, südländisch wirkender Mann mit dunklen Haaren. Vielleicht ein Türke? Oder Spanier?

„Ähm ...“

„Wollen Sie zum Hausmeister?“, fragte der Mann.

„Ja ... Ich habe kein warmes Wasser – und Sie?“ Sie hatte den Mann noch nie im Haus gesehen. Wohnte er überhaupt hier?

„Zumindest heute Morgen noch.“ Er zeigte auf die gegenüberliegende Wohnungstür und reichte ihr die Hand. „Ich bin Edi.“

„Ellen. Ich wohne ganz oben unter dem Dach. Wissen Sie zufällig, wo der Hausmeister ist?“

„Vielleicht finden Sie ihn unten im Keller, er hat dort seine Werkstatt.“

„Gute Idee. Danke. Dann werde ich es dort mal probieren.“

„Viel Glück mit dem Heißwasserproblem. Und schönen Tag noch“, sagte der Mann namens Edi.

„Ja ...“, stammelte Ellen, die so viel Freundlichkeit nicht gewohnt war. Wann hatte ihr zuletzt jemand einen schönen Tag gewünscht?

Als sie die Treppe zum Keller hinunterstieg, hörte sie plötzlich ein Geräusch. Etwas stumpf Quietschendes. Oder Kreischendes. Sie blieb wie angewurzelt stehen und horchte. Schon wieder! Was war das? Sie versuchte dem Geräusch zu folgen und stieß die Tür zum Kellergewölbe auf.

In Sekundenbruchteilen umhüllte sie eine angenehme Kühle. Es herrschte komplette Dunkelheit. Nun konnte sie das Geräusch deutlicher erkennen. Es waren Katzenschreie. Katzenhilfeschreie! Jetzt war sich Ellen sicher. Sie musste die Katze finden und retten! Wie lange sie wohl schon hier unten gefangen war?

Unsicher tastete sie an der Wand nach einem Lichtschalter. Als sie ihn endlich fand, und das gesamte Untergeschoss plötzlich in grellem Licht schwamm, verspürte Ellen Erleichterung. Einen Moment lang musste sie die Augen zusammenkneifen, dann glitt sie hinein in den langen staubigen Gang, der sämtliche Kellerabteile der Mieter verband.

Das Miauen wurde immer lauter. Vor einer Tür blieb Ellen stehen. Dahinter musste sie sein. Ganz langsam öffnete Ellen die Tür. Auf dem Boden hockte eine schwarze, dickliche Katze, die Ellen scheinbar schmunzelnd anstarrte. Ihr Schwanz wand sich wie eine Schlange, und ihr Körper schien beinahe mit der restlichen Dunkelheit des Raumes zu verschwimmen.

„Na, meine Kleine? Was machst du denn hier drinnen?“

Die Katze starrte Ellen nur an. Dann kam sie urplötzlich auf die Beine und flitzte tiefer hinein in das Kellerabteil – und war nicht mehr zu sehen.

Ellen folgte ihr.



Vorsichtig tastete sich Ellen an der eiskalten Steinwand des Kellerraums vor. Sie stieß mit dem Knie gegen etwas Hartes. In der Dunkelheit konnte sie nicht zuordnen, was es war, aber der Aufprall hinterließ einen deutlichen Schmerz. Verärgert wich sie zurück, fand dann nicht mehr zurück zur Kellerwand und begann hektisch um sich zu tasten, in der Hoffnung, zufällig die Tür zu finden und schnellstmöglich wieder aus dem Keller verschwinden zu können.

Eine seltsame Mischung aus Angst und Vorahnung breitete sich in ihr aus. Vielleicht müsste nur noch ein gruseliges Geräusch ertönen, ein Klatschen oder ein Flüstern, und schon wäre sie mitten in einem Horror-Film gefangen, aus dem es keinen Ausweg gäbe, außer einem: tot in einer Ecke gefunden zu werden.

Ein Kabel klatschte ihr unerwartet ins Gesicht, und katapultierte sie aus den Horror-Gedanken heraus. Verwirrt griff sie danach und zog daran: Der Raum wurde nun von einer einzelnen Glühbirne erhellt, die mittig von der Decke hing.

Erfreut über die Wiedergewinnung ihres Sehvermögens sah Ellen sich um. In dem kleinen Kellerraum standen zwei Regale, eins aus Metall und eins aus massivem Holz, an dem sie sich zuvor vermutlich gestoßen hatte. In beiden Regalen befanden sich Unmengen an Schachteln. Eine Katze war weit und breit nicht zu sehen.

Ellen begutachtete die Regale und die Schachteln. Sie öffnete den Deckel einer mittelgroßen Kiste im untersten Fach des Metallregals. Zum Vorschein kam eine alte Schreibmaschine, auf der schon einige Tasten fehlten. Doch konnte man noch erkennen, dass die Schreibmaschine einst viel Geld gekostet haben musste, denn an den Seiten hatte sie feine Goldverzierungen.

In einem anderen Karton lagen alte, verstaubte Bücher.

Im dritten Fach des Holzregals, genau in der Mitte, fand Ellen in einer Pappschachtel einen gewaltigen Stapel Briefe, deren Umschläge vergilbt waren. Kein Empfänger und auch kein Absender waren verzeichnet.

Ellen nahm den ersten Brief heraus, riss den Umschlag auf und begann zu lesen:

*... Ich vermisse dich. Das ist komisch, weil ich dich nicht wirklich kenne. Dennoch stelle ich mir jeden Tag aufs Neue vor, wie es sich anfühlen würde, dich im Arm zu halten, dich zur Schule zu fahren oder für dich zu kochen. Ich bereue den Tag, an dem ich gegangen bin. Ich bereue es, dich im Stich gelassen zu haben. Wenn du die ganze Geschichte wüsstest, könntest du mir dann jemals verzeihen? Würdest du mich als ...*

Plötzlich ging das Licht aus. Es herrschte erneut Dunkelheit. Und erneut irrte Ellen wie blind durch den Raum.

---

Der Untergrund wurde mit jedem Schritt weicher und feuchter. Ellen sog die frische, klare Luft ein. Nach wenigen Schritten fröstelte sie in ihrem marineblauen Kurzarm-Shirt. Rundherum Wald und kein Weg zu erkennen. Sie stapfte zwischen den Bäumen umher, über Moos, Zweige, feuchtes Laub, Brombeerranken, stolperte über einen verwitterten

Baumstumpf, konnte sich aber noch rechtzeitig fangen. Immer tiefer geriet sie in den Wald hinein. Auf einmal spürte sie etwas Hartes, Raues an ihrem Kopf kratzen. Erschrocken ließ Ellen sich fallen und riss sich dabei ein Büschel Haare aus. Ihr Herz raste. Als sie mit aufgerissenen Augen nach oben blickte, entdeckte sie, dass ihre Haare an einem Ast hingen und im Hauch des kühlen Windes flatterten, als würden sie verschwinden wollen.

Entgeistert sah Ellen sich um. Überall Bäume, Fichten, Tannen, Buchen, Eichen ...

„Wo zum Teufel bin ich?“, fragte sie laut in den Wald hinein. Auf ihrer Stirn und im Nacken hatte sich kalter Schweiß gebildet. Ein Vogelschrei hallte durch die Baumwipfel, als wollte er jemanden etwas mitteilen.

Verwirrt richtete Ellen sich auf. Ihre Hosenbeine waren durchnässt vom feuchten Moos. Sie wischte sich die Hände an ihrer schwarzen Jeans ab.

„Wo bin ich nur?! Wo ist der Keller?? Die Wände können sich doch nicht in Luft aufgelöst haben!“, schrie sie wütend, doch ihr Schrei hallte nicht nach wie der des Vogels.

Sie dachte nach. Weiter frierend herumzustehen, würde nicht viel bringen. Also beschloss Ellen, einfach loszumarschieren. Irgendwann muss sie ja aus dem Wald herauskommen. So riesig konnte er nicht sein.

Über ihrem Kopf stieß derselbe Vogel wie eben einen Lockruf aus. Und noch einmal. Als würde der Schrei ihrer verirrtten Seele den Weg zeigen wollen. Und Ellen folgte ihm ohne jeglichen Zweifel. Der Vogel schien seine neue Berufung als Wegführer ernst zu nehmen, denn regelmäßig rief er Ellen zu, wohin sie gehen sollte. Er achtete auf sie und schien sich sogar ihrem Tempo anzupassen. Und Ellen folgte seinen Rufen in dem instinktiven Wissen, dass der Vogel, so albern es auch klingen mochte, sie beschützte, ihr half.

Nach langer Zeit, wie es Ellen vorkam, tauchte ein kleines Häuschen auf, mit Efeu überwuchert. Dachziegel fehlten und eine Fensterscheibe war zerschlagen. Die Schreie des Vogels endeten hier. Ellen ging suchend um das Häuschen herum und fand auf der anderen Seite eine Haustür. Sie drückte dagegen, und sofort schwang die Tür sanft in ihren Angeln nach innen auf.

Ein kleines Wohnzimmer kam zum Vorschein, darin zwei pummelige Sessel, ein tomatenroter Teppich und ein Kamin, in dem ein wärmendes Feuer glimmte. Ellen steuerte auf den ersten Armsessel zu, der einladend vor dem Kamin stand, und sank hinein.

Ein wütend gezischtes „Miau“ ließ sie sofort wieder in die Höhe fahren. Was war das? Auf dem Sitz lag bereits eine nun empörte Katze, die sich jedoch schnell wieder entspannte.

Das war doch die Katze aus dem Keller! Wie kam die denn hierher?

Noch leicht schockiert ging Ellen zum anderen Sessel und vergewisserte sich, dass dort nicht noch eine Katze lag, bevor sie sich setzte. Sie schloss die Augen, ließ sich von der Wärme umhüllen und spürte etwas Flauschiges am Bein. Die Katze schmeichelte nun um Ellens Beine. Ihr schwarzer Körper wand sich von einem Bein zum anderen. Plötzlich sprang sie leichtfüßig auf Ellens Schoß und starrte ihr auffordernd ins Gesicht. Dabei nahm Ellen erschrocken wahr, dass die Katze nur noch ein Auge besaß.

„Was für ein grausamer Mensch hat dir das angetan?“, flüsterte Ellen der Katze zu, während sie mit einer Hand über den Körper des kleinen Lebewesens strich.



Ellens nasse Klamotten waren vom wärmenden Feuer im Kamin getrocknet worden. Zwar waren sie nun stellenweise steif und braun vom Schlamm im Wald, aber immerhin trocken.

Im Halbschlaf streichelte sie die verschmudgte schwarze Katze, während sie in ihren Gedanken irgendwie versuchte, die Situation zu entschlüsseln. Wie war sie aus dem Keller hierher gekommen? Wo überhaupt befand sie sich?

Von draußen war Vogelgezwitscher zu hören, aber es schien ihr, als wären es andere Stimmen als die, die sie kannte. Als würden die Vögel ein unbekanntes zauberhaftes Lied singen. Ellen nahm auch weit entfernte Schritte wahr, die immer lauter wurden. Also lebten hier in diesem Wald auch Menschen.

Die Person, auf deren Schritte Ellen aufmerksam horchte, kam genau auf das Haus zu. Vielleicht der Besitzer, durchfuhr es Ellen. Sie riss die Augen auf und sprang hoch. Die Katze flog runter und landete fauchend auf dem roten Teppich, auf dem sie jedoch gleich anfang, ihr Fell zu putzen.

Was sollte Ellen dem Besitzer erklären, wenn er unerwartet eine wildfremde Frau in seinem Wohnzimmeressel vorfand? Würde er ausflippen und sie anbrüllen? Würde er Angst bekommen und die Polizei rufen? Oder aber in Ohnmacht fallen?

Ein mulmiges Gefühl, ihr Herz schlug schneller, Schweiß brach ihr an allen möglichen Körperstellen aus. Hastig sah sie sich nach einem Fluchtweg um. Vor ihr ein Regal, nichts als Bücher und Bilder, zu ihrer Rechten eine Zimmertür, zu ihrer Linken die Haustür. Sie entschied sich für die rechte Tür, sofern sie nicht verschlossen war.

Mit wenigen Schritten war sie dort, drückte den Griff nach unten, stieß die Tür auf. Dahinter kam ein kurzer Gang zum Vorschein, der geradewegs zu einer Treppe in den ersten Stock führte. Sie nahm wahr, dass die Wände in hellem Mintgrün gestrichen waren. An der linken Wand gab es zwei Fenster mit Holzrahmen, zu ihrer Rechten wieder eine Tür. Schon war Ellen dort, lugte hinein: Dahinter befand sich eine alte, aber gut erhaltene Küche mit einem riesigen Fenster, aus dem man einen wunderschönen Blick auf den Wald und einem kleinen Teich hatte.

Quietschend öffnete sich eine Tür. Ellen hörte schwere Schritte im Wohnzimmer und eine tiefe, raue Männerstimme. Sie konnte weder verstehen, was er sagte, noch, zu wem. Wie angewurzelt blieb sie in der Küche stehen, während der Mann immer näher kam. Es gab keinen Ausweg. Ihr Körper fühlte sich an wie gelähmt.

Ellen beobachtete wie in Zeitlupe, dass der Türgriff hinunter- und die Tür aufgedrückt wurde. Auf ihrer Stirn bildete sich Angstschweiß. Ihr Herz und ihre Atmung gingen unkontrolliert. Im Türrahmen tauchte eine große schlanke Silhouette auf. Bevor die ganze Person zum Vorschein kam, kniff Ellen die Augen zusammen, wie ein Kleinkind, das hofft, wenn sie den anderen nicht sehen kann, kann er sie auch nicht sehen. Doch sie spürte, dass die Augen des Mannes unverwandt auf sie starrten.

„Da hast du dich also versteckt!“, sagte die tiefe Stimme unerwartet gelassen. „Ist etwas passiert?“

Verwirrt und zugleich neugierig schlug sie die Augenlider auf. Ellen musterte ihr Gegenüber. Der schlanke Mann im Türrahmen trug kloßige schwarze Stiefel, die am Schaft von einer hellblauen Jeans verdeckt wurden. Über einem grauen Pullover glänzte eine goldene Kette mit einem Anhänger, dessen Form Ellen nicht erkennen konnte. Das Glänzen der Kette wurde nur noch übertrumpft von den wachen, strahlenden, laubgrünen Augen des Mannes. Sein Haar war kurz geschnitten und vollkommen grau. Trotz der grauen Haare und der Falten im Gesicht verriet das Äußere des Mannes nicht sein Alter, strahlte eher Zeitlosigkeit und Ruhe aus.

„Geht es dir gut?“, fragte der Mann und zog die Augenbrauen hoch.

Verblüfft starrte Ellen ihn an. Sie bekam weder ein Wort heraus, noch konnte sie einen klaren Gedanken fassen. Die Begegnung lief ganz anders, als sie gedacht hatte.

„Du musst völlig erschöpft sein, wenn du bei diesem Wetter durch den Wald geirrt bist“, setzte er erneut freundlich an. „Möchtest du etwas essen und trinken?“

„Woher wissen Sie, dass ich durch den Wald gelaufen bin?“, fragte Ellen überrascht, dass ihr doch noch ein Satz über die Lippen kam.

„Du kannst Du zu mir sagen“, erwiderte der Mann, und als Ellen ihn weiterhin fragend anblickte, fuhr er fort: „Richard und Leopold haben es mir erzählt.“

„Richard und Leopold?“ Hatten zwei Männer sie etwa heimlich im Wald verfolgt?

„Ja, Richard hat dich im Wald aufgelesen und anschließend zu meinem Haus geführt“, erklärte der Mann seelenruhig. „Richard ist ein Falke. Und Leopold ...“ Bei dem Namen marschierte der Kater stolz an dem Mann vorbei in die Küche und schmiegte sich erneut an Ellens Beine.

Der Mann lächelte. „Er mag dich.“

„Sie ... Sie haben es dir gesagt?“, fragte Ellen verwirrt und ungläubig.

„Klar. Kannst du denn nicht mit Tieren reden?“, fragte der Mann überrascht, als wäre es das Natürlichste auf der Welt.

Ellen schüttelte nur den Kopf. In welchem Märchen war sie hier gelandet? Gestiefelter Kater? Die Bremer Stadtmusikanten?

Eine wohlige Stille entstand, die von Ellens Magen gestört wurde. Sie errötete, aber das Erröten war ihr noch peinlicher.

„Du scheinst Hunger zu haben“, lächelte der Mann. „Ich mach uns etwas zu essen, wenn du dich noch ein klein wenig gedulden kannst.“

Er schob sich an Ellen vorbei zu einer Küchenzeile, kramte in verschiedensten Schubladen und Fächern und stapelte unterschiedlichste Zutaten auf dem Tisch. „Du kannst es dir währenddessen in Leopolds Gesellschaft vor dem Kamin bequem machen.“

Als Ellen ihn weiter anstarrte, verstand er ihre Frage auch unausgesprochen. „Ach, wie unhöflich von mir. Ich bin Karl.“ Er machte eine kurze Pause, wohl in der Erwartung, auch Ellen würde sich ihm vorstellen. Schließlich fragte er: „Und wie ist dein Name?“

Verdutzt blickte sie ihn an. „Ich? Ich bin Ellen.“



## **Spieglein, Spieglein an der Wand, hältst mein Leben in der Hand**

Was für ein abgefuckter Tag! Muss mich denn heute jeder nerven?! Mit selbstmitleidigen Gedanken, klimpernden Piercings und schlurfenden Schritten schleppte er sich zu seinem Kellerraum. Bevor er den schwarzen Türgriff runterdrückte, blickte er sich noch einmal misstrauisch um, als würde er im nächsten Moment mit allem rechnen. Als er die Tür öffnen wollte, ging sie ein kleines Stück auf und wurde dann aber ruckartig von einem Seil gestoppt. Fassungslos starrte Rockey das Seil an, das innen mit dem Türgriff verknotet war. Er drehte sich um, um zu sehen, wo das Seil hinführte. Es verschwand am Ende des Ganges in einem anderen Kellerraum. Empört schnaubte er und dachte: Ich wusste es! Diesen Leuten hier ist alles zuzutrauen! Als hätte ich nicht schon genügend Stress! Na schönen Dank auch! Er musste wohl oder übel in dieses Zimmer, wenn er in seinen Raum wollte. Die sonst verschlossene Tür war wegen des Seils nur angelehnt. Genervt stieß Rockey die Tür auf und schrie. Da stand ein junger Mann, der wie er auch den Mund offen hatte, als würde er schreien, und als Rockey aufhörte, hörte auch er auf. Der junge Mann starrte ihn aus toten, übernachtigten Augen an, seine schwarzen Haare waren zerzaust, sein Gesicht bleich. Er trug schwarze Schuhe, eine schwarze Hose, ein schwarzes T-Shirt und ein Stachelarmband.

Es brauchte ein bisschen, bis Rockey verstand, dass es sein Spiegelbild war. Erleichtert und etwas beschämt, weil er Angst vor seinem eigenen Spiegelbild gehabt hatte, trat er ein. Der Anblick, den dieser Raum bot, ließ ihn das Seil vergessen. Gebannt sah er sich um. Da waren überall Spiegel! So viele Spiegel hatte Rockey noch nie gesehen. Wer hier wohnte, schien ganz schön selbstverliebt zu sein. Manche hingen wie Bilder an der Wand, andere standen auf einem kleinen, braunen, mit Intarsien verzierten Tisch. In der Mitte jedoch stand ein Spiegel, der aus einem Pa-last stammen könnte. Rockey drehte sich einmal um seine eigene Achse.

Wie riesig hier alles wirkte!

Eine Reibeisenstimme fing plötzlich an, irgendeinen Song zu quäken. Erschrocken fuhr er zusammen und griff dann verwirrt in seine Hosentasche. MAX leuchtete ihm vom Display entgegen, innerlich stöhnte Rockey. Was wollte sein bester Kumpel jetzt schon wieder? Hatte er nicht erst vor einer Stunde angerufen?

„Hi Max, was gibt's denn?“ Er versuchte, die Gereiztheit in seiner Stimme zu unterdrücken. Gebannt schaute er sich in dem Raum um. Da waren ja überall Spiegel! Die kleineren standen auf einem Tisch, die großen am Boden. So viele Spiegel hatte Rockey noch nie gesehen. Der Raum war auch viel größer als sein eigener.

Rockey drehte den Kopf und sah, wie das Seil sich durch den großen Spiegel hindurch schlängelte. Er ließ das Handy fallen. Die Stelle, an der das Seil verschwunden war, schlug noch leichte Wellen, wie Wasser, wenn man einen Stein hineingeworfen hat. Langsam machte er einen Schritt rückwärts. Was zur Hölle war das? Er stolperte und stützte sich an einer Wand ab.

„Ach du Scheiße, du heilige Scheiße!“ Rockey erinnerte sich an einen Horrorfilm, sagten die Leute dort nicht auch immer Scheiße, kurz bevor das Schlimmste kam? Er kicherte nervös und versuchte sich einzureden, dass das alles nur Einbildung war. Doch er konnte sich selbst nicht so recht überzeugen. Da war doch ein Seil in diesem verdammten Spiegel verschwunden! Misstrauisch beäugte Rockey den Spiegel, vielleicht half es ja, wenn er dagegen rennen würde? Das wäre doch gelacht, später würde er dann diesen Raum verlassen und nie wieder betreten. Er ging entschlossen auf den Spiegel zu, die Augen geschlossen, und erwartete jeden Moment, dass seine Stirn ein Meeting mit dem kalten Metall hätte. Doch Rockey ging und ging und ging.

Das Gehen fühlte sich auf einmal so komisch an, so als würde er durch Pudding gehen. Genervt machte er die Augen auf, und auch gleich wieder zu. Er atmete laut aus und versuchte sich mit angespannter Stimme zu beruhigen: „Alles ist gut. Das ist alles nur Einbildung, du hast nur einen sehr großen Sprung in der Schüssel! Wenn du die Augen wieder aufmachst, wirst du in einem Raum mit lauter Spiegeln stehen, den du nie wieder betreten wirst!“

Triumphierend riss er die Augen wieder auf, doch was er dann sah,

war ein Schlag in die Magenrube: es war einfach nur ... weiß. Alles war weiß. Ein freundliches Weiß, kein kaltes Weiß wie das einer Glühbirne im Keller, sondern ein Gänseblümchenweiß. Das glatte Gegenteil von ihm selbst also. Rockey hatte alles, was Schwarz war, nett gefunden. Jetzt überlegte er, ob es überhaupt ein nettes Schwarz gab. Er sah auf den Boden: weiße Blumen. Er ließ seinen Blick durch die Gegend schweifen und stellte mit Staunen fest, dass der See, der von weißen Trauerweiden, Buchen und Birken umgeben war, ebenfalls weiß war. Das Wasser war aber nicht trüb wie Milch, sondern klar und – weiß. Drinnen schwammen kleine weißsilbrige Fische und auf der Oberfläche, wo sich das Wasser durch die Schwimmbewegung der Tiere leicht kräuselte, trieben, wen wundert's, weiße Seerosen. Langsam schlenderte er zu einer Trauerweide, immer noch misstrauisch, da er dachte, dass er gleich gegen eine Wand laufen würde. Er ging zu den weißen Trauerweiden, und als ein Ast sanft seine Wange streifte, fing er an zu schreien, und zu rennen. Er rannte und rannte. Er begann zu begreifen, dass das hier kein Hirngespinnst war, sondern irgend eine abgedrehte Form von Realität. Irgendwann blieb er stehen und stellte fest, dass er im Kreis gerannt war. Die Trauerweiden schaukelten leicht im Wind, und als der trübe Schleier der Panik von seinen Augen wich, sah er etwas, das schön und paradox zugleich war: Anstelle von Blättern hingen säuberlich gefaltete Zettel an den zierlichen Ästen. Ein Zettel löste sich und gaukelte sanft, vom Wind getragen zu ihm herunter. Rockey fing ihn noch aus der Luft und begann den Inhalt zu lesen:

*Rockey, hast du es also auch mal geschafft. Habe mich schon gefragt, wann du mich endlich mit deiner Anwesenheit beehrst. Bevor du Schnappatmung und Herzrasen bekommst, lass mich dir kurz die Spielregeln erklären. Du bist hier, weil du es im Blut trägst. Das Land hat keinen Namen, aber du kannst ja deine Kreativität spielen lassen. Der Spiegel ist das Tor in diese Welt. Die Zettel sind Kinderwünsche, die du erfüllen sollst – wie, musst du schon selbst herausfinden. Bei selbstsüchtigen Wünschen wirst du sterben. Bei zu langem Aufenthalt ohne Aktionen deinerseits wirst du sterben. Und wenn du dich weigerst, in das Land zu kommen, kommt der Spiegel eben zu dir. Du siehst, es ist an alles gedacht.*

Rockey ließ den Brief sinken. Das war alles zu viel für ihn. Panisch blickte er sich nach dem Spiegel um, der auf einem kleinen Hügel thronte. Er rannte darauf zu, hielt kein einziges Mal an und lief mit vollem Tempo durch den Spiegel hindurch.

Japsend stand er in dem Spiegelraum, rannte aus lauter Hektik auch noch gegen die Tür, bevor er sie aufriss und mit seinem Partynachbarn zusammenstieß.

„Verdammt, pass doch auf! Keine Augen im Kopf oder was?“, schnauzte der Nachbar den völlig verdatterten Rockey an. Er drehte sich um und sagte im Weggehen noch: „Neue Frisur, werden wir etwa alt?“ und trampelte die Treppe hinauf.

Verdutzt griff sich Rockey in die Haare und rupfte sich dort, wo sie sich seltsam kalt anfühlten, ein Haar aus. Er hielt es sich vor die Nase und starrte es an: weiß. Langsam ließ er die Hand sinken, ging mit abwesendem Blick nach oben in seine Wohnung und schmiss sich, ohne die Schuhe auszuziehen, aufs Sofa.

---

Geweckt wurde Rockey von lauten Bässen, die seine ganze Wohnung vibrieren ließen und von nebenan kamen. Ein Knoten aus Wut knüllte sich in seinem Bauch zusammen. Was bildete sich dieser Heini eigentlich ein? Auf dem Weg zur Wohnungstür kam er am Eingangsspiegel vorbei und warf sich kurz einen Blick zu. Schockiert fuhr sich mit einer Hand durch das Haar, in dem sich eine weiße Strähne gebildet hatte. Mit tauben Fingerspitzen befühlte er die eiskalten Strähnen.

Okay, das war der endgültige Beweis dafür, dass er doch keinen an der Klatsche hatte. Darum würde er sich später kümmern, es sei denn, die Strähne war bis dahin geschmolzen. Mit entschlossenen Schritten marschierte er ermutigt auf die braune Wohnungstür zu, lugte vorsichtshalber nochmal durch das Guckloch, man wusste ja nie! Entschieden griff er nach dem Türknauf, drehte ihn, atmete noch einmal tief ein und aus, riss die Tür dann auf und tat einen großen Schritt nach draußen. Er drehte sich noch einmal um, um die Tür zu schließen, als ihm ein

zerknüllter Zettel am Boden auffiel, wohl nur ein Kassenzettel. Seufzend hob Rockey, der ein ordentlicher Mensch war, den Zettel auf und merkte dann, dass sein Name draufstand.

Na toll, ein Strafzettel wegen zu schnellem Fahren, dachte er. Der konnte gern liegen bleiben, und wenn die Polizei anrief, würde er einfach sagen, dass er einen verletzten Hund auf der Rückbank hatte und es schnell gehen musste, und wenn die dann sagten, dass sie aber keinen Hund gesehen hatten, würde er sagen, dass er so scharf bremsen musste, dass der Hund in den Fußraum geflogen sei.

Zufrieden mit seinem Plan wollte er sich seinem Vorhaben, dem Nachbarn mal gehörig die Meinung zu geigen, widmen, aber dann fiel ihm auf, dass der Strafzettel anders aussah als die Strafzettel, die er bis jetzt kassiert hatte. Dröhnende Bässe holten ihn aus den Gedanken und erinnerten ihn wieder an seinen Plan. Also stopfte Rockey den Brief in seine Hosentasche und zockelte zur lebendigen Lärmquelle, seinem Nachbarn.

Erst mal bäugte er das Klingelschild. Aha, Shenka hieß der Plagegeist, der konnte sich jetzt aber auf was gefasst machen! Mit den Worten „Jetzt gibt es Zoff, Freundchen!“, klingelte er Sturm, wartete und klingelte nochmal, bis er Schritte hörte, die aber plötzlich verstummten und durch einen Knall ersetzt wurden, gefolgt von einer ganze Reihe von Flüchen. „Welcher Idiot hat seine verdammten Schuhe dahin geworfen?!“, schrie jemand hinter der Tür, im nächsten Moment flog sie auf und Shenka, der sich mit einer Hand das Knie hielt und in der anderen ein Glas mit irgendeinem rostbraunorangen Getränk hielt, starrt ihn genervt an.

„WAS??“

Rockey verdrehte die Augen „Du wirkst weder einschüchternd noch beeindruckend, sondern einfach nur voll bis zum Rand. Wenn ich dich nicht kennen würde, würde ich denken, dass du dein Gehirn nur in Schnaps oder anderem Zeugs eingelegt hast, aber da das ja bei dir der Normalzustand ist, muss ich mich nicht wundern. Nein! Jetzt rede ICH!“ – fuhr Rockey dem völlig perplexen Shenka über den Mund – „und falls du noch nicht kapiert hast, dass hier auch noch andere Leute im Haus wohnen, solltest du mal schwer überlegen, ob du die paar Gehirnzellen,

die du noch hast, wirklich wegtrinken willst! Schönen Tag noch!“

Shenka stand wie benebelt da und bekam den Mund nicht mehr zu. Aber das war Rockey egal, denn er war ziemlich von sich selbst beeindruckt – solche Ausbrüche kamen bei ihm nur alle hundert Jahre vor.

Als er kurz darauf in den Keller runterging, um sich ein Bier zu holen, passierten zwei Dinge gleichzeitig: Ihm fiel erstens auf, dass sein Kellerschlüssel nicht in seiner linken Hosentasche war und auch nicht in seiner rechten. Und zweitens kam plötzlich eine Stimme aus der Hosentasche, die genauso klang wie die seiner verstorbener Oma Grimhilde.

Dieser Name sagte ja eigentlich schon alles. In seiner Kindheit hatte ihm seine Oma die miesesten Streiche gespielt – Butter auf die Klobrille schmieren oder nachts eine durchsichtige Folie drüber spannen, Schokolade schmelzen, irgendein scharfes Öl reingießen, sie dann wieder in die Form einer Schokoladentafel bringen und ihm zu Geburtstag schenken – er hatte zwei Tage lang nichts mehr schmecken können. Doch seine Oma hatte zwei Gesichter: Wenn er von Jungs aus der Nachbarschaft verprügelt wurde, zog sie gnadenlos die Schokoladenummer durch, nur dass sie Abführmittel daruntermischte, diese Jungs kamen dann mindestens vier Tage nicht in die Schule. Ja, das war seine Oma, vor einem Jahr war sie gestorben. Und genau die Person redete jetzt mit ihm und nicht gerade nett: „Junge, jetzt hol mich gefälligst aus der Hosentasche raus, sonst werden deine Erinnerungen neu in die Tat umgesetzt!“

Es bestand kein Zweifel: Diese Stimme kam von seiner Großmutter. Rockey hatte gedacht, dass ihn nach dem heutigen Tag gar nichts mehr wundern würde, aber das ging zu weit! Wie unter Hypnose griff er in die Hosentasche, fischte einen Zettel, nein DEN Zettel heraus, und ließ ihn fluchend los. Der Zettel brannte, und aus dem aufsteigenden Rauch trat seine Oma hervor. Das letzte, was Rockey merkte, war, dass sie ihn, nachdem er auf dem Boden aufgeschlagen war, unter den Armen packte und zeternd in seinen Kellerraum zerrte. Dann wurde alles schwarz.

Stöhnend wachte er auf. Sein Schädel dröhnte und pochte, als hätte er den größten Kater seines Lebens. Rockey atmete ein paarmal tief ein und aus und versuchte die aufsteigende Übelkeit zu verdrängen. Plötzlich stieß ihn irgendetwas leicht an die Schulter, und eine Stimme in der fernen Realität faselte etwas von heutige Jugend, zu viele Horrorfilme gesehen und soweiterblablabla. Es war Rockey egal, sein Gehirn war momentan sowieso denkunfähig. Er wollte einfach nur liegen bleiben und seine Ruhe haben.

Als er gerade am Einschlafen war, wurde ihm etwas Metallenes hartnäckig auf den Kopf geschlagen. Rockey grunzte und schlug das Ding weg. Gab es denn gar kein Verständnis für ihn?! Er wurde ein bisschen wacher und prompt bildeten sich in ihm Fragen der Sorte: wo er war, wer außer ihm da war und warum. Er dachte und dachte und gerade als er der Erleuchtung nahe zu sein schien, brüllte ihm die Stimme ins Ohr: „Aufwachen, Dornröschen!“

Erschrocken riss er die Augen auf und schloss sie gleich wieder. Fluchend rappelte er sich mühsam auf und fasste sich an den Kopf. „Na, das hast du aber nicht von mir!“, sagte die Stimme ironisch. Sie kam ihm vertraut vor. Zögernd öffnete er nun auch die Augen – und bekam fast einen Herzinfarkt. „Du bist nicht real“, sagte er langsam und wiederholte den Satz. Das konnte nicht sein, dachte er verzweifelt und kramte in seinem Gedächtnis nach einer Erklärung, doch er fand keine. Kurz schloss er die Augen, machte sie dann wieder auf – sie war noch immer da.

„Du bist doch tot!“, krächzte er kläglich.

„Begrüßt man so seine Großmutter?!“, kam es bissig zurück.

Und dort saß sie, weiße Löckchen umrahmten ihr Gesicht, die eine Augenbraue war nach oben gezogen, ihre blauen Augen blitzten schelmisch, und als er ihr Lächeln sah, wusste Rockey, dass er nicht träumte. Denn dieses Lächeln hatte absolut nichts von einem liebevollen Oma-lächeln. Unter diesem Lächeln fühlte man sich wie ein Kind, das beim Leerräumen einer Süßigkeitenschachtel erwischt worden war. Dieses Lächeln plus Augenbraue-Hochziehen reichte bei jedem, um sofort ein Geständnis plus Tatzeit abzuliefern. Und mit diesem Lächeln beobachtete sie ihn jetzt.

Er setzte sich erst mal im Schneidersitz hin und versuchte zu verdauen, was hier gerade passiert war. Doch er kam nicht weit, denn seine Oma drückte nun sein Gesicht mit einer Krücke hoch, mit der sie ihn vermutlich auch geweckt hatte, musterte ihn mit zusammengekniffenen Augen und tätschelte anschließend mitleidig seine Wange.

„Ach Junge, Halloween ist doch schon vorbei, du scheinst unter einem mangelnden Zeitgefühl zu leiden. Schrecklich, schrecklich! Aber das wird sich jetzt ändern, da ich ja wieder hier bin! Bis morgen ist dieses Zeugs aus deinem Gesicht verschwunden und bis übermorgen hast du wieder was Anständiges an, du läufst rum, das ist ja peinlich! Übrigens gibt es schon seit Jahrtausenden Friseure, beim Autofahren bist du ja eine Gefährdung für die Allgemeinheit!“ Und sie zeigte auf sein viel zu langes Pony, durch das man gerade mal die Hälfte seiner Augen sehen konnte.

Wenn Rockey etwas nicht leiden konnte, dann dass jemand versuchte, ihn herumzukommandieren. „Was ist, wenn nicht, kommt dann dein Krückstock zum Einsatz oder was?“, fragte er spöttisch, war aber sofort still, als er einen finsternen Blick erntete, der in etwa aussagte: ‚gleich kannst du die Radieschen von unten betrachten‘ oder: ‚besorg dir schon mal Popcorn und Cola, das hier wird ein Horrorfilm mit dir als Hauptperson und mir als Monster‘.

„So, mein Junge, jetzt sei doch so gut und bring deiner alten, gebrechlichen Oma einen Kaffee, aber schwarz!“ Sie grinste unschuldig und entblökte dabei ihre perfekten Zähne.

Komisch, dachte Rockey, denn er war sich hundertprozentig sicher, dass seine Oma ein Gebiss gehabt hatte, das beim Fluchen immer rausgefallen war. Sie musste den Blick gemerkt haben, denn sie sagte: „Tja, da, wo ich herkomme, haben wir eben bessere Zahnärzte als ihr hier!“

Rockey stutzte. Da, wo ich herkomme? „Was meinst du damit?“

Doch offenbar war die Redseligkeit seiner Oma verflogen, denn sie brummte nur: „Sag ich dir vielleicht, wenn ich meinen Kaffee bekomme.“ Dann drehte sie sich demonstrativ weg.

Rockey brannten noch viele Fragen auf den Lippen. Er versuchte, seine Stimme beiläufig klingen zu lassen. „Bevor ich’s vergesse ... hörst du überhaupt zu?“

Mit hochgezogener Augenbraue drehte sie sich langsam auf dem Stuhl zu ihm um und wetterte: „Du bist ja immer noch hier!“

Doch er ließ sich nicht so schnell einschüchtern. „Du bist hier in meinem Keller, ich hab mir wegen dir bestimmt eine Verbrennung zweiten Grades geholt, und dann hast du mich auch noch, während ich bewusstlos war, weil du mich so erschreckt hast, wie eine Leiche durch den Keller gezerrt, und dass ich noch hier bin, liegt sicher nicht an deiner tollen Ausstrahlung, sondern weil ich Fragen habe. So!“ Aufgebracht starrte er sie an.

Seine Oma erwiderte seinen Blick gelassen. Seufzend schlug sie ihre Beine übereinander, zupfte am Wollkragen ihres hellblauen Kaschmirpullovers, drehte an ihrer Perlenkette und rückte die goldenen, mit Edelsteinen besetzten Ringe zurecht.

Entnervt unterbrach Rockey die Zeitschinderei seiner Oma: „Darf ich jetzt meine Fragen stellen?“

Sie merkte, dass sie verloren hatte, blickte sie ihn an und hielt den Daumen hoch. „Meinetwegen. Eine Frage. Eine einzige Frage, und dann will ich meinen Kaffee! Verstanden?!“

Rockey nickte zufrieden und konnte sich ein ‚Geht doch‘ gerade noch verkneifen. Er überlegte kurz, welche Frage er stellen sollte, kam zu einem Entschluss, räusperte sich und fragte dann: „Bist du ein Geist?“



Dies ist ein Textauszug aus dem Buch

# Keine Leichen im Keller

Ein phantastischer Roman aus der  
Regensburger Schülerakademie

von

*Maria Bittner*

*Viona Kagerer*

*Amelie Schmid*

*Bianca Scheuerer*

*Valentin Seewann*

ISBN: 978-3-934983-60-1

370 Seiten, Paperback

14,90 Euro

erschienen im KernVerlag, Regensburg.

Sie können das Buch über jede Buchhandlung beziehen, oder über das Internet direkt beim Verlag bestellen. Die Adresse lautet:  
[www.kernverlag.de](http://www.kernverlag.de)

Ich danke herzlich für Ihr Interesse und wünsche Ihnen viele spannende Lesestunden!

Peter Kern

# PER BUS DURCH DIE ZEIT

## KURS KREATIVES SCHREIBEN 2010 | 2011

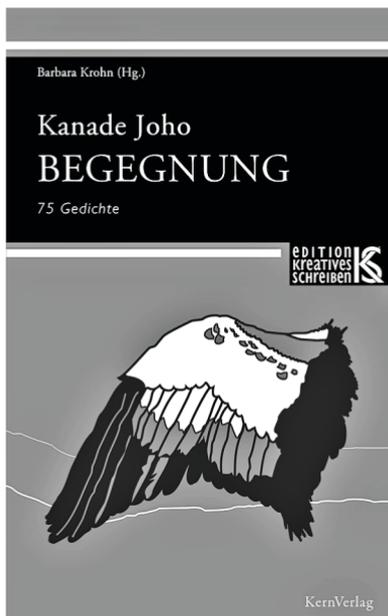


200 Seiten, Paperback  
mit vielen Zeichnungen  
ISBN 978-3-934983-43-4

»Per Bus durch die Zeit« ist eine phantastische Reise durch Zeit und Raum, erzählt von der „Regensburger Schülerakademie“.

Neun Schülerinnen und Schüler zwischen 14 und 18 Jahren haben an dem Projekt mitgeschrieben, einer von ihnen, Lukas Walzer, hat das Buch wunderbar gesetzt und gestaltet.

*Kanade Joho*  
**BEGEGNUNG**  
– 75 Gedichte –



116 Seiten, Paperback  
mit Radierungen von  
Susanne Vierheller  
ISBN 978-3-934983-48-9

Der Lyrikband »Begegnung« enthält 75 Lebenszeichen der Pianistin Kanade Joho.

Auf ihrem poetischen Weg setzt sie Worte, die ihre ganz eigene Sicht auf die Welt und die Menschen zeigen – man könnte sagen: ihre Melodie vom Leben.

# Muss die Geschichte ein gutes Ende haben?

Lyrik und Prosa aus der  
Regensburger Schülerakademie 2016



300 Seiten,  
Paperback  
ISBN 978-3-934983-59-5

## **Muss die Geschichte ein gutes Ende haben?“**

Diese Frage steht am Anfang vieler Schreibkurse. Aber was ist ein gutes Ende? Ein Happy End? Wenn zwei sich kriegern und lieben? Wenn die Bösen tot und die Guten am Leben sind? Wenn am Ende Nachdenken ausgelöst wird, Erschrecken oder Freude?

Die gesammelten Gedichte und Geschichten von mehr als fünfzig Schülerinnen und Schülern der *Regensburger Schülerakademie* entstanden zwischen 2003 und 2016.

